

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

JÜDISCHE SCHICKSALE IM FASCHISTISCHEN ITALIEN

Beiträge von Lutz Klinkhammer,
Ruth Nattermann, Liana Novelli Glaab,
Michele Sarfatti, Anna Teicher,
Daniel Vogelmann und Ulrich Wyrwa

Gastherausgeber:
Ruth Nattermann und Ulrich Wyrwa

Jg. 15 / Heft 2 • 2021



Dieses Heft wurde gefördert vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e. V.

Herausgeber: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur,
Michael Brenner

Gastherausgeber: Ruth Nattermann, Ulrich Wyrwa

Beirat: Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Eva Haverkamp-Rott, Philipp Lenhard, Daniel Mahla, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind (verantwortlich), Julia Treindl, Lena Voelk, Fabian Weber, Evita Wiecki, Loel Zwecker

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18,00 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Collage U. Wyrwa

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Büro Beck, Kempten

Layout: Peter Mazzetti

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Bretten

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

JÜDISCHE SCHICKSALE IM FASCHISTISCHEN ITALIEN

<i>Michael Brenner</i> Vorwort	5
<i>Ruth Nattermann und Ulrich Wyrwa</i> Einleitung	8
<i>Michele Sarfatti</i> „Wie ein Blitz aus heiterem Himmel“? Die faschistische Rassengesetzgebung von 1938	12
<i>Lutz Klinkhammer</i> Ohne Sehnsucht nach einem „noch blauerem Himmel“. Jüdische Anhänger Mussolinis in Italien	25
<i>Ruth Nattermann</i> „Aber die Realität ist immer anders als die Vorausschau“. Das Jahr 1938 als Brucherfahrung im Leben der Mailänder Feministin Nina Rignano Sullam	40
<i>Liana Novelli Glaab</i> „Immer wieder müssen wir neu anfangen“. Die vielen Wege der Familie Herzog	52
<i>Daniel Vogelmann</i> Schulim Vogelmann. Eine imaginäre Autobiografie meines Vaters	65

AUS DEM ARCHIV

Jacob Leib Teicher (1904–1981). Zwei Briefe aus dem Exil (1938 und 1945) – mit einer Einführung von Anna Teicher	77
---	----

BERICHTE

<i>Julia Treindl</i> „Niemand ist fehlerfrei, aber wir alle können an uns arbeiten.“ Ein Praxisbericht über Veranstaltungen am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur für (angehende) Lehrkräfte sowie Schülerinnen und Schüler	83
---	----

NACHRICHTEN UND TERMINE

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur

(Prof. Dr. Michael Brenner)

Neues von Mitarbeitern und Absolventen	87
Veranstaltungen	89
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	92

Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte

(Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)

Neues von Mitarbeitern und Absolventen	94
Veranstaltungen	94

Die Autorinnen und Autoren	97
--------------------------------------	----

Übersicht der Themenschwerpunkte

der bisher erschienenen Hefte	102
---	-----

Michael Brenner

Vorwort

Die jüdische Geschichte Italiens ist immer die einer kleinen Minderheit, die während der Neuzeit zahlenmäßig nicht an die größeren Gemeinden nördlich der Alpen heranreicht. Und dennoch ging von dieser kleinen Gruppe, die nie viel mehr als 50 000 Menschen zählte, zu unterschiedlichen Zeiten eine besondere Faszination aus. Während der Renaissance waren die Juden in zahlreichen Teilstaaten der italienischen Halbinsel in einem Maß in die Gesamtgesellschaft integriert, wie man es anderswo nicht kannte. Gleichzeitig entstand jedoch zu Beginn des 16. Jahrhunderts das erste Ghetto der jüdischen Geschichte in dem nach einer ehemaligen Eisengießerei benannten Wohnbezirk Venedigs. Das Risorgimento, die italienische Unabhängigkeitsbestrebung, führte im 19. Jahrhundert zur Emanzipation der italienischen Juden. Manche von ihnen konnten hohe politische Ämter ausüben, noch lange bevor dies in Deutschland möglich war. Im 20. Jahrhundert ist das literarische Erbe des italienischen Judentums mit solch herausragenden Namen wie Alberto Moravia, Italo Svevo, Giorgio Bassani und Natalia Ginzburg verbunden.

Die Geschichte der italienischen Juden stand bereits im Jahre 2005 im Mittelpunkt einer großen internationalen Tagung an unserem Lehrstuhl. Dabei ging es um alle Aspekte jüdi-



1 Charlotte Knobloch und Amos Luzzatto (zwischen LMU-Präsident Bernd Huber und Vittorio Segre) bei der Tagung „Juden in Italien von der Antike bis zur Gegenwart: Zwischen Ghetto und Integration“, München, Juni 2005

schen Lebens von der Antike über die Renaissance bis in die heutige Zeit, über die unter anderen der damalige Präsident der jüdischen Gemeinden Italiens, Amos Luzzatto, mit Charlotte Knobloch diskutierte. Auch der Zeit des Faschismus, die Thema dieser Ausgabe ist, wurde damals durch Historiker und Zeitzeugen erheblicher Platz eingeräumt. Besonders eindrucksvoll war der Vortrag von Dan Vittorio Segre, dessen Lebenserinnerungen zu den beeindruckendsten Dokumenten über diese Epoche gehören. In seiner Einführung des Redners erklärte Hans Magnus Enzensberger, weshalb er als Herausgeber für Segres deutsche Übersetzung den Titel *Ein Glücksrabe* gewählt hatte: Der Neologismus sollte zum Ausdruck bringen, wie selbst das Glück der Rettung weniger einzelner Juden immer vom Grauen des Holocaust überschattet wurde (siehe unser Heft 2/2009).

In diesem Band nun wird, aufgrund der zwischenzeitlich erschienenen Forschungsbeiträge und auch unter Bezugnahme auf neue Archivquellen, von ausgewiesener Seite dieses faszinierende und auch verstörende Kapitel italienisch-jüdischer Geschichte weiter vertieft. Die Gastherausgeber Ruth Nattermann und Ulrich Wyrwa gehören zu seinen besten Kennern. Wir sind ihnen zu großem Dank verpflichtet, dass sie mit diesem Heft ihre Expertise in den Dienst unseres Leserkreises stellen.

Wir freuen uns über die Aufnahme der Städtepartnerschaft zwischen München und Beer Sheva, der Metropole im Süden Israels, die aufgrund ihrer vielen Forschungseinrichtungen und Start-ups oft auch als israelisches Silicon Valley bezeichnet wird. Seit vielen Jahren verfügen wir über ausgezeichnete Kontakte mit den Kolleginnen und Kollegen der dort beheimateten Ben Gurion Universität des Negev, und gemeinsam mit diesen wollen wir dabei helfen, der Münchner Öffentlichkeit die Geschichte und Gegenwart der neuesten Münchner Partnerstadt näherzubringen.

Im Jahr 2022 jährt sich ein trauriges Jubiläum. Während der Olympischen Spiele 1972 wollte München der Welt heitere Wettköpfe präsentieren, als Gegenstück zu jenen von 1936 in Berlin unter dem NS-Regime. Am Ende wurden es blutige Spiele, die elf israelischen Sportlern und einem deutschen Polizisten das Leben kosteten. Was dieser Terroranschlag für München und für Israel bedeutete, werden wir in diesem und nächsten Semester näher diskutieren. Julia Treindl bietet hierzu eine eigene Lehrveranstaltung an, und unsere diesjährige

Yerushalmi Lecture mit Professor David Clay Large aus San Francisco widmet sich ebenfalls dieser Thematik.

Doch gilt es im Jahre 2022 auch ein freudiges Jubiläum zu feiern. Vor genau 25 Jahren wurde der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur gegründet. Was dies bewirkte, soll an anderer Stelle dargestellt werden. Hier möchte ich lediglich meinen Dank aussprechen: an die Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich im letzten Vierteljahrhundert zahlreiche produktive Kooperationen eingehen durfte; an die Studierenden, die mittlerweile in der ganzen Welt verstreut ihr hier erworbenes Wissen weitervermitteln; und nicht zuletzt an die Mitglieder unseres Freundeskreises, die so viel dazu beigetragen haben, dass unser Lehrstuhl nicht nur eine international angesehene Forschungseinrichtung geworden ist, sondern auch über den akademischen Tellerrand hinaus in die breite Öffentlichkeit wirken konnte. Diese nun im 15. Jahr erscheinende Zeitschrift legt Zeugnis davon ab.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Foto: Privat

Ruth Nattermann und Ulrich Wyrwa

Einleitung

Was das italienische Judentum im „langen“ 19. Jahrhundert ausgezeichnet hatte, war unter anderem die Vielfalt der politischen, religiösen und weltanschaulichen Ausrichtungen. Die jüdische Minderheit in Italien lässt sich weder klar als sephardisch noch als aschkenasisch definieren; es gab sephardische Gemeinden und aschkenasische Zuwanderer. An einigen Orten besuchten Juden getrennte, aber direkt benachbarte Synagogen, beispielhaft dafür ist die alte Synagoge in Rom, Cinque Scole, in der fünf Gemeinden mit unterschiedlichen Riten in einem Gebäude jeweils ihre eigenen Räume hatten. Zugleich blickte – und blickt noch immer – das italienische Judentum auf eine lange Tradition, eine über zweitausendjährige Präsenz auf der italienischen Halbinsel zurück. Durch die Vertreibungen aus Süd- und Mittelitalien in der frühen Neuzeit war es indes eine gebrochene Geschichte. Jüdinnen und Juden lebten seither nur in Rom, Ancona und den norditalienischen Staaten. Ihre Zahl ging jäh zurück und blieb künftig im europäischen Vergleich immer äußerst niedrig. Hatte die italienische Halbinsel um 1500 noch einen jüdischen Bevölkerungsanteil von 0,56 Prozent, so lag er um 1600 nur noch bei 0,15 Prozent. Nach einem leichten Anstieg im 18. Jahrhundert war er dann um 1900 wieder auf 0,13 Prozent zurückgefallen. Die Zuwanderung von Juden aus den Ländern jenseits der Alpen war gering, aber, wie Beiträge dieses Heftes deutlich machen, keineswegs unbedeutend.

An den Veränderungen des religiösen und kulturellen jüdischen Lebens, wie sie sich in Teilen West- und Mitteleuropas seit dem späten 18. Jahrhundert vollzogen, hatte das italienische Judentum nur peripheren Anteil. Auf der Halbinsel lag die Phase, in der jüdische Intellektuelle sich mit Fragen des Rationalismus und wissenschaftlicher Bildung auseinandersetzten, eher im Zeitalter der Renaissance. Im 19. Jahrhundert blieb der Einfluss der Haskala, der „jüdischen Aufklärung“, jener intellektuellen Bewegung, die in Berlin und Preußen ihren Ursprung hatte und sich in vielen europäischen Ländern ausbreitete, relativ gering; in Italien bildete sich keine Reformbewegung heraus. Dank des ausgeprägt säkularen

Charakters des jungen italienischen Nationalstaates gelang vielen Jüdinnen und Juden ein bemerkenswerter sozialer Aufstieg, und insgesamt machte die jüdische Gemeinde einen rasanten Prozess der Verbürgerlichung durch. In einer Gesellschaft, in deren politischer Kultur Antisemitismus kein nennenswerter Faktor war, konnten Jüdinnen und Juden zudem ein herausragendes Maß an politischer Teilhabe erlangen. Und dies, obgleich sie in einer stark katholisch geprägten Gesellschaft lebten, in der zudem der Klerus sowie intransigente katholische Kreise maßgeblich zur Verbreitung des Antisemitismus beitrugen. Politisch jedoch hatte sich die Kirche wegen ihrer Verweigerungshaltung gegenüber den nationalen und liberalen Bewegungen und ihrer daraus hervorgehenden Selbstausschließung von der Nation ins Abseits manövriert.

Die soziale, kulturelle und politische Vielfalt, die unter den Mitgliedern der jüdischen Minderheit in Italien herrschte, manifestierte sich auf recht unterschiedlichen Feldern und in verschiedenen Formen des Engagements. Neben republikanischen Juden standen solche, die sich zur Dynastie des Hauses Savoyen bekannten; mit der Entstehung der Arbeiterbewegung setzten sich Juden für den Sozialismus ein, daneben formierte sich eine zionistische Bewegung. Eine besondere Rolle spielten Jüdinnen in der italienischen Frauenbewegung, und auch in der nationalistischen Partei, der 1910 gegründeten *Associazione Nazionalista Italiana*, waren Juden aktiv. Generell zeichnete sich die jüdische Minderheit in Italien durch einen starken Patriotismus aus. Zugleich unterhielt sie – insbesondere im mediterranen Raum – vielfältige transnationale Verbindungen, welche die europäischen Dimensionen der italienisch-jüdischen wie der jüdischen Geschichte insgesamt verdeutlichen.

Italien war seit dem 19. Jahrhundert ein Land vielschichtiger jüdischer Identitätsmuster und Orientierungen, in dem Juden bemerkenswerte politische Anerkennung genossen und höchste staatliche Ämter bekleiden konnten. Dieses Bild multipler Lebensstile und zugleich innerer Differenzen hielt sich über die desaströsen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, in dessen Verlauf Jüdinnen und Juden sowohl aufseiten der Interventionisten standen als auch aufseiten derjenigen, die für die Neutralität Italiens eintraten. Und dieses bemerkenswerte Panorama vielfältiger, ja bisweilen konträrer Orientierungen und Aktivitäten reichte gar bis in die Zeit des Faschismus, in der

nicht wenige Juden als Faschisten auftraten und sich in der Partei engagierten.

1938 aber wurde der Mannigfaltigkeit des jüdischen Engagements und entsprechender Identifikationen ein jähes Ende bereitet. Schon zuvor war sie durch den Ausbau des totalitären Staates für diejenigen Juden, die nicht dem Faschismus zuneigten, ausgehöhlt worden. Seit dem Konkordat mit dem Vatikan von 1929 hatte der faschistische Staat der katholischen Kirche den Zugriff auf die Bereiche Bildung und Erziehung ermöglicht. 1930 hatte die Regierung die Vielfalt jüdischer Orientierungen dadurch unterminiert, dass sie die jüdischen Gemeindeorganisationen vereinheitlichte und auf eine Linie brachte: Das betreffende Gesetz stellte erstmals in der Geschichte Italiens allgemein verbindliche Normen für alle israelitischen Gemeinden auf; zuvor waren diese nach keinem einheitlichen Statut geregelt gewesen. Die faschistische Regierung schrieb ferner die Registrierung aller Jüdinnen und Juden vor und unterstellte die Gemeinden ihrer politischen Kontrolle. Dennoch identifizierte sich eine Reihe von Jüdinnen und Juden weiterhin mit dem Faschismus; jüdische Faschisten gründeten sogar eine eigene Zeitschrift: *La nostra bandiera*. Selbst den Kolonialkrieg in Abessinien legitimierten einige Juden in Italien mit dem Argument, dass man den dort lebenden schwarzen Juden, den Falaschas, die Zivilisation bringen würde.

Die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung arrangierte sich zunächst mit dem faschistischen Regime. Einige Jüdinnen und Juden aber schlossen sich dem Widerstand an, andere engagierten sich verstärkt in den zionistischen Verbänden. Alle banden sich immer enger den Kreisen und Milieus an, denen sie sich am ehesten nahe fühlten. Auch ausländische jüdische Journalisten, die über das faschistische Italien berichteten, hatten die schleichenden Veränderungen sehr genau wahrgenommen. So etwa der Korrespondent der zionistischen *Jüdischen Rundschau*, Kurt Kornicker, der 1931 nach einer Audienz bei Mussolini noch eine hagiografische Schrift über den „Duce“ verfasst hatte: 1936 schrieb er anlässlich der internationalen Machtkonflikte im östlichen Mittelmeer, dass in Italien „die antisemitischen Äußerungen der Presse einen beängstigenden Umfang“ annahmen.

Mit dem Jahr 1938 jedoch mussten alle, gleichgültig welcher politischen, weltanschaulichen oder konfessionellen Orientierung sie angehörten, erfahren, dass sie unterschiedslos

verachtet, diffamiert und ausgegrenzt wurden. Die Rassengesetze waren ein Schock. Die alten Orientierungen gingen verloren. Nicht wenige Jüdinnen und Juden fügten sich, andere verstärkten ihren Widerstand, wieder andere emigrierten, einige wählten den Freitod. Am Ende standen die mit der deutschen Besetzung Italiens einsetzenden Deportationen.

Die Beiträge dieses Heftes geben Einblicke darin, wie Jüdinnen und Juden in Italien diesen Bruch von 1938 wahrgenommen, erfahren und verarbeitet haben. Dabei werden exemplarisch Biografien, Schriften und Organisationen aus verschiedenen sozialen und kulturellen, politischen und intellektuellen Kontexten in den Blick genommen. Zugleich wird einem folgenreichen Topos späterer Versuche, das Erfahrene zu verarbeiten, nachgegangen und gezeigt, wie dieser auch die Erinnerungen an 1938 prägen sollte. Während Michele Sarfatti die ambivalente Beziehung zwischen zeitgenössischen Wahrnehmungen, historiografischen Rekonstruktionen und Erinnerungen an die Rassengesetzgebung aufzeigt, verdeutlichen Lutz Klinkhammer und Ruth Nattermann die komplexen Erfahrungen jüdischer Akteurinnen und Akteure unterschiedlicher politischer Lager, faschistischer wie antifaschistischer Positionierungen. Die Beiträge von Liana Novelli Glaab und Daniel Vogelmann schildern aus (auto)biografischer Perspektive die folgenschweren Entwicklungen und Konsequenzen der Rassengesetzgebung für jüdische Familien in Italien. Zwei Briefe des polnisch-jüdischen Gelehrten Jacob Teicher, der aufgrund der Verfolgungsmaßnahmen 1938 aus Italien nach England emigrieren musste, werden im Anschluss an eine biografische Skizze seiner Tochter Anna Teicher in der Rubrik „Aus dem Archiv“ erstmals vollständig in deutscher Übersetzung abgedruckt. Und ähnlich wie Teicher, der sich in England eine neue Existenz aufbaute, sagte sich Daniel Vogelmanns Vater Schulim nach Kriegsende: „Jetzt ging es darum, wieder mit dem Leben zu beginnen.“

Michele Sarfatti

„Wie ein Blitz aus heiterem Himmel“? Die faschistische Rassengesetzgebung von 1938

Nach dem Ersten Weltkrieg lebten in Italien weniger als 50 000 Juden, was ungefähr 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung entsprach. Unter ihnen waren einige religiös oder streng religiös, andere wiederum vertraten entschieden säkulare Positionen. In politischer Hinsicht finden wir unter ihnen Revolutionäre, Fortschrittler, Konservative sowie Reaktionäre – einige schlossen sich sofort der faschistischen Bewegung an.¹ Zunächst blieb Juden kein Bereich der Gesellschaft verschlossen, es gab weder Einschränkungen noch Verbote.

Benito Mussolini bildete seine erste Regierung im Oktober 1922. Bald schon, vor allem aber nach Errichtung der Diktatur im Jahre 1925, initiierte er einen langsamen, nicht geradlinigen, kaum öffentlich gemachten Verdrängungsprozess von Juden aus den wichtigsten Positionen. Gegen Mitte der Dreißigerjahre entschied er, eine explizit antijüdische Politik zu implementieren und diese öffentlich zu propagieren. Im letzten Viertel des Jahres 1938 verabschiedete das faschistische Italien, also Regierung, Parlament und König, radikale Gesetze zur Judenverfolgung.²

Anders als in Deutschland (und Österreich) kam es in Italien nicht zu Gewaltakten gegen Juden und gegen jüdischen Besitz. Gleichwohl wirkten sich die italienischen Maßnahmen in einigen Bereichen und für den kurzen Zeitraum von wenigen Wochen noch gravierender aus als die entsprechende

¹ Michele Sarfatti: Eine italienische Besonderheit: faschistische Juden und der faschistische Antisemitismus. In: Gudrun Jäger, Liana Novelli Glaab (Hg.): „... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt“. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien. Berlin 2007, S. 131–154; Ders.: Introduction. Italy's Fascist Jews: Insights on an Unusual Scenario. In: Quest. Issues in Contemporary Jewish History. Journal of the Fondazione CDEC 11 (2017), S. V–XXVII.

² Michele Sarfatti: Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung. Berlin 2014; Liliana Picciotto Fargion: Il libro della memoria. Gli Ebrei deportati dall'Italia (1943–1945). Mailand 2002; Klaus Voigt: Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945, Bd. 1, Stuttgart 1989, S. 275–348.

deutsche Gesetzgebung: Am 25. Oktober 1938 betonte der *Völkische Beobachter* in der Einleitung zu einem Interview mit Dino Alfieri, dem Minister für Volkskultur, dass die faschistischen antijüdischen Gesetze „teilweise sogar über die deutschen Maßnahmen hinausgehen“.

Mussolinis Entscheidung, gegen Juden vorzugehen war eng verwoben mit anderen Elementen der faschistischen Politik, wozu auch das Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland gehörte. Allerdings traf er sie völlig autonom; darin spiegelte sich der wachsende Antisemitismus wider, der sowohl im Denken des Diktators und im Partito Nazionale Fascista (PNF) als auch in einem Teil der italienischen Bevölkerung und ganz allgemein in Europa immer deutlicher zutage trat. Die Verfolgung wurde – wie üblich im Faschismus – von intensiver Propaganda vorbereitet und begleitet, die einen Konsens zwischen den gesellschaftlichen Führungsschichten und der Gesamtbevölkerung herstellen sollte. Die Kampagne fand ihren Höhepunkt im Juli 1938 mit der Verbreitung des „Manifesto fascista della razza“, das als ideologisches rassistisches Programm mit einem wissenschaftlichen Anstrich versehen und nach klaren politischen Anweisungen Mussolinis von Universitätsdozenten verfasst worden war.

Die antisemitische Gesetzgebung richtete sich, so der Wortlaut, gegen die „Angehörigen der jüdischen Rasse“. Damit waren alle Personen mit zwei Eltern „jüdischer Rasse“ gemeint, die nun von jenen mit einem Elternpaar „arischer Rasse“, deren Eltern man ihrerseits dahingehend überprüft hatte, unterschieden wurden. Bei einer „rassisch homogenen“ Herkunft blieb unberücksichtigt, welche Religion man praktizierte. So gab es rassisch Verfolgte, die sich zur katholischen Religion bekannten, während andere trotz eines Bekenntnisses zur jüdischen Religion unbehelligt blieben. Die „rassisch Gemischten“ wurden auf der Grundlage verschiedener Kriterien der einen oder anderen „Rasse“ zugeordnet; auf jeden Fall wurden Enkelkinder mit drei Großelternanteilen „jüdischer Rasse“ als Jude oder Jüdin klassifiziert. Die Faschisten schufen also keine eigene Kategorie der „Mischlinge“ wie die Nationalsozialisten. Allerdings wurden neue „rassisch gemischte“ Eheschließungen verboten.

War jemand im Krieg oder für die „faschistische Bewegung“ gefallen oder hatte sich andere besondere „Verdienste“ im Krieg erworben, etwa, wenn er sich als Freiwilliger gemeldet hatte oder mit einem Orden ausgezeichnet worden war, gab es

die Möglichkeit, sich und die eigene Familie teilweise von den Verboten auszunehmen. Diese Ausnahmeregelung wurde absurderweise als „Diskriminierung“ bezeichnet. Sie galt auch in politischer Hinsicht im Falle des Eintritts in die faschistische Partei vor dem Marsch auf Rom 1922 oder unmittelbar nach der Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti im Juni 1924: Die „Diskriminierten“ konnten ihr Immobilieneigentum behalten, weiterhin leitende Positionen in der Industrie bekleiden oder – in beschränktem Maße – eine freiberufliche Tätigkeit ausüben. In allen anderen Bereichen, im öffentlichen Dienst, im Heer oder im Schulwesen waren sie hingegen den übrigen Juden gleichgestellt.

Am 1. und 2. September 1938 verabschiedete der Ministerrat einige Gesetzesdekrete, welche Juden ohne italienische Wurzeln betrafen, die sich in Italien aufhielten. Diesen wurde die italienische Staatsbürgerschaft aberkannt, oder die Aufenthaltsgenehmigung wurde widerrufen, wenn diese Rechtstitel innerhalb der letzten zwanzig Jahre gewährt worden waren. Darüber hinaus wurden Schülerinnen und Schüler sowie Lehrkräfte aus den Bildungseinrichtungen ausgeschlossen. Am 7. und 10. November ergingen zwei weitere Gesetzesdekrete. Das erste umfasste allgemeinere Bestimmungen wie eine juristische Definition des Begriffs „Angehöriger der jüdischen Rasse“, das Verbot von „Mischehen“ oder die Entlassung von Juden aus dem öffentlichen Dienst. Das zweite Dekret verfügte den Ausschluss von Juden aus dem PNF. Zunächst sollte es nur für die „Nicht-Diskriminierten“ gelten, doch sehr bald schon wurde es auf alle jüdischen Parteiangehörigen angewandt. Beide Dekrete riefen eine weitere Entlassungswelle hervor und führten zur endgültigen Ausgrenzung und Trennung von nichtjüdischen Italienerinnen und Italienern. Im Dezember 1938 und in den folgenden Jahren wurden weitere antijüdische Gesetze in verschiedenen Bereichen verabschiedet und Maßnahmen von einzelnen Ministerien getroffen. Die antijüdischen Gesetze fanden vollständige Anwendung, erstens, weil der Antisemitismus in Teilen der Bevölkerung Fuß gefasst hatte, und zweitens wegen der großen politischen Bedeutung, die diese Dekrete für das Regime besaßen.

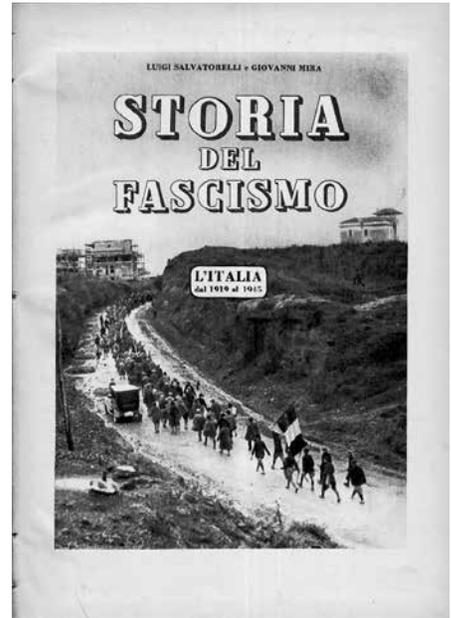
Nach den Ereignissen vom Sommer 1943, also dem Sturz Mussolinis am 25. Juli und der Verkündung des Waffenstillstandes zwischen dem Königreich Italien und den Alliierten

am 8. September, wurden Mittel- und Norditalien von der deutschen Wehrmacht besetzt und die „Italienische Sozialrepublik“ mit Mussolini an der Spitze ausgerufen. Sofort setzten unter den neuen Bedingungen Verhaftungen italienischer Juden ein, die zunächst durch die deutsche Polizei und ab dem 30. September 1943 vor allem durch italienische Ordnungskräfte vollzogen wurden. Die Festgenommenen wurden von den Nationalsozialisten in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert.

Vor dem Hintergrund dieser hier knapp skizzierten Verfolgungsgeschichte wird in diesem Beitrag untersucht, wie in der Nachkriegszeit der Beginn der antijüdischen Pressekampagne und der Verfolgungsgesetzgebung im Jahr 1938 von Historikern und Zeitzeugen rekonstruiert und beschrieben wurde.

Im Jahr 1952 und damit vierzehn Jahre nach Erlass der Rassengesetzgebung und sieben Jahre nach dem Sturz des Faschismus legten Giovanni Mira und Luigi Salvatorelli die erste bedeutende historische Studie über das faschistische Regime vor. Über die Judenverfolgung schrieben sie, die „unvermittelte Übernahme des antisemitischen Rassismus in die faschistische Ideologie und offizielle Praxis im Sommer 1938“ habe selbst im faschistischen Lager „für die einen wie ein Tritt in die Magengrube, für die anderen wie ein Blitzschlag (*colpo di fulmine*)“ gewirkt.³ In der 1956 erfolgten Neuauflage des Buches, das für die Geschichte des Faschismus für lange Zeit richtungsweisend war, blieb die soeben zitierte Bemerkung unverändert stehen.⁴ Die propagandistische Pressekampagne und die antisemitische Gesetzgebung wurden weiterhin als „Blitzschlag“ bezeichnet.

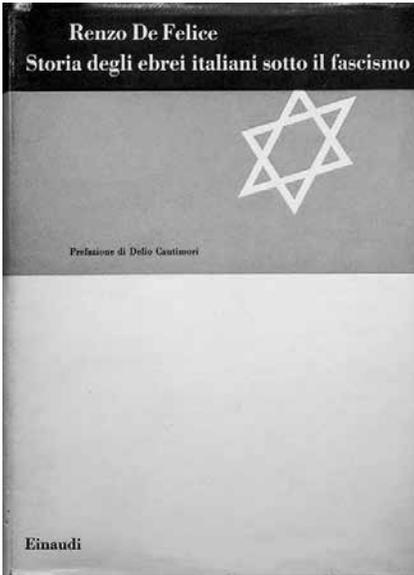
Im Jahr 1961 veröffentlichte Renzo De Felice eine erste Darstellung der Geschichte der Juden im Faschismus. Hier heißt es zu den Ereignissen von 1938: „Das Manifest der ‚Wissenschaftler‘ vom Juli und die sich daran anschließenden Regie-



1 Titelblatt der Studie von Salvatorelli und Mira *Storia del fascismo* (Rom: Edizioni di Novissima, 1952)

³ Giovanni Mira, Luigi Salvatorelli: *Storia del fascismo. L'Italia dal 1919 al 1945*. Rom 1952, S.834.

⁴ Ders.: *Storia d'Italia nel periodo fascista*. Turin 1956, S.937.



2 Buchcover von Renzo De Felice, *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo* (Turin: Einaudi, 1961)

rungsmaßnahmen schlugen für die meisten Juden und ebenso für die Union [der israelitischen Gemeinden Italiens] wie Blitze aus heiterem Himmel (*fulmini al ciel sereno*) ein.“⁵

Beide Werke erfuhren zahlreiche Nachdrucke und Neuauflagen, ohne dass die zitierten Passagen verändert worden wären. Bei einem Blitz handelt es sich um ein unvermittelt auftretendes atmosphärisches Ereignis, das den Donner ankündigt. Er kann dort, wo er einschlägt, einen Brand entfachen. Ziehen Gewitterwolken auf, ist ein Blitz einigermaßen vorhersehbar; bei heiterem Wetter rechnet man hingegen kaum mit ihm. Mit Blick auf die ideologische Kampagne und die Einführung der Rassen-gesetzgebung suggeriert das Bild dement-

sprechend, dass sie völlig unerwartet über die Menschen her-
eingebrochen seien.

Nach Mira und Salvatorelli traf dieser „Blitzschlag“ Faschisten, faschistische Juden und/oder alle Juden, wobei die beiden Autoren häufig nicht deutlich machten, wen sie genau meinten. Für De Felice ging der Blitz aus heiterem Himmel auf die übergroße Mehrheit der italienischen Juden und auf ihre politischen, religiösen und kulturellen Vertreter nieder. Die drei Autoren belegen ihre Thesen nicht mit Quellen. Da sie möglicherweise auf Zeitzeugenaussagen der Verfolgten beruhen, habe ich zahlreiche Tagebücher, Erinnerungen sowie historische Darstellungen genauer untersucht.

Auf einen ersten Beleg stieß ich in einem 1965, also nach den beiden eingangs erwähnten Bänden erschienenen Aufsatz von Augusto Segre, der kein Historiker war: Ihm zufolge schlugen die antijüdischen Gesetze 1938 „für fast alle Juden“ wie ein „Blitz aus sozusagen heiterem Himmel (*fulmine quasi a ciel sereno*)“ ein.⁶ Eine Quellenangabe fehlt auch hier. 1979 wiederholte er die Äußerung in seinen Memoiren:

⁵ Renzo De Felice: *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*. Turin 1961, S.375. Zum Werk De Felices vgl. Michele Sarfatti: *La Storia della persecuzione antiebraica di Renzo De Felice. Contesto, dimensione cronologica e fonti*. In: *Qualestoria* XXXII, 2 (2004), S.11–27.

⁶ Augusto Segre: *Movimenti giovanili ebraici in Italia durante il periodo razziale*. In: *La Rassegna mensile di Israel* 31, 8/9 (1965), S.385.

Damit sind wir bei den Rassengesetzen. Sie kommen einem Blitzschlag (*colpo di fulmine*) gleich, für die Juden und, offen gesagt, auch für viele Italiener, die sich als Neuarier wiederfinden.⁷

Zur selben Zeit hatten andere der Verfolgung ausgesetzte Juden jedoch Urteile abgegeben, die sich von jenen Miras, Salvatorellis und De Felices unterschieden oder ihnen sogar direkt widersprachen. Attilio Milano schrieb 1963 in seiner zweitausend Jahre umfassenden Geschichte der Juden in Italien: „Als sich der Niedergang [des faschistischen Regimes] bereits abzeichnen begann, züngelten 1938 noch einige Stichflammen empor, die die italienischen Juden trafen“.⁸ Enzo Levi bemerkte in einer 1972 veröffentlichten, aber bereits früher verfassten Schrift, die Rassengesetze hätten den Juden „einen Schlag [versetzt], den sie nicht erwartet hatten, auch wenn bereits ein Gefühl der Unruhe und eine gewisse Nervosität aufgekommen waren“.⁹ 1974 wies Guido Fubini ausdrücklich die „verbreitete Ansicht“ zurück, „die ‚Rassengesetzgebung‘ sei wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen“.¹⁰ Es ist gewiss möglich, dass mir einige Publikationen entgangen sind, in denen die Sprachfigur des Blitzes erwähnt wird, doch kann es sich dabei allenfalls um eine geringe Anzahl handeln.

Stichprobenartig bin ich bis in die Zeit der Verfolgungen zurückgegangen. Im untersuchten Archivmaterial wurde der Blitz nur ein einziges Mal erwähnt, und zwar im Brief eines Nichtjuden vom 9. September 1938: „Die Beschlüsse des Ministerrats trafen uns alle wie ein Blitz (*fulmine*).“¹¹ Mit Blick auf Periodika ist De Felices Hinweis auf einen Leitartikel zum Rassismus interessant, der im Dezember 1938 in einer faschistischen Zeitschrift erschien und mit folgenden Worten begann: Der Rassismus „manifestierte sich plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel (*fulmine a ciel sereno*)“.¹²

⁷ Ders.: *Memorie di vita ebraica*. Casale Monferrato-Roma-Gerusalemme 1918–1960. Rom 1979, S. 218.

⁸ Attilio Milano: *Storia degli ebrei in Italia*. Turin 1963, S. 391.

⁹ Enzo Levi: *Memorie di una vita (1889–1947)*. Modena 1972, S. 85.

¹⁰ Guido Fubini: *La condizione giuridica dell'ebraismo italiano. Dal periodo napoleonico alla repubblica*. Florenz 1974, S. 59.

¹¹ Giulio Bertoni: Leo Olschki. 9 settembre 1938. In: Cristina Tagliaferri (Hg.): *Olschki. Un secolo di editoria 1886–1986*. Florenz 1986, S. 400; zitiert in Alessandra Minerbi: *La comunità ebraica di Firenze (1931–1943)*. In: Enzo Collotti (Hg.): *Razza e fascismo. La persecuzione contro gli ebrei in Toscana (1938–1943)*. Rom 1999, S. 183.

¹² Mino Somenzi: *Razzismo*. In: *Artecrasia* 7, 117 (1938), S. 1.

Die anderen Beispiele, auf die ich in der Memorialliteratur gestoßen bin, stammen alle aus der Zeit nach den Siebzigerjahren. In einigen Fällen wird das Aufziehen dunkler Wolken erwähnt, in anderen nicht; zuweilen beziehen sich die Äußerungen nur auf die Gesetze, zuweilen auch auf die Propaganda; einige betonen, sie gäben nur eigene persönliche Wahrnehmungen wieder, andere sprechen von einem jüdischen Kollektivgefühl. Einige Beobachtungen seien im Folgenden wiedergegeben:

Luciana Nissim Momigliano: „Im Herbst 1938 wurden die Rassengesetze erlassen. Sie brachen wie ein Blitz, wie ein katastrophales Erdbeben (*come un fulmine, come un terremoto catastrofico*) über uns herein; wir waren völlig unvorbereitet.“¹³

Silvia Rossi Ottolenghi: Die Entlassung aus dem Schuldienst „kam einem Blitz aus heiterem Himmel (*un fulmine a ciel sereno*) gleich“.¹⁴

Mario Tagliacozzo: „Die Nachricht von den ersten Maßnahmen gegen die Juden traf mich wie ein Blitz (*come un fulmine*).“¹⁵

Aldo Ancona: „Im September 1938 schlug die Nachricht von der Verkündung der ‚Rassengesetze‘ wie ein regelrechter Blitz aus heiterem Himmel (*un vero fulmine a ciel sereno*) ein.“¹⁶

Lucio Pardo: „Fast alle Juden erlebten die Rassengesetze wie einen Schock, wie einen Blitz aus heiterem Himmel (*un fulmine a ciel sereno*).“¹⁷

Paolo Edgardo Todesco: „Dieses Manifest und diese Gesetze trafen die italienische jüdische Gemeinde wie ein Blitz aus heiterem Himmel (*come un fulmine a ciel sereno*).“¹⁸

¹³ Luciana Nissim Momigliano: Una famiglia ebraica tra le due guerre. In: Andreina Robutti (Hg.): *L'ascolto rispettoso. Scritti psicanalitici*. Mailand 2001, S. 5 f.

¹⁴ Silvia Rossi Ottolenghi: *Dentro la bufera*. Livorno 1990, S. 17.

¹⁵ Mario Tagliacozzo: *Metà della vita. Ricordi della campagna razziale 1938–1944*. Mailand 1998, S. 16.

¹⁶ Aldo Ancona: *Testimonianza*. In: *La scuola media ebraica di Trieste negli anni 1938–1943. Storia e memorie*. Triest 1999, S. 57.

¹⁷ Lucio Pardo: *La scienza ha una patria? In: Stefano Arieti, Domenico Mirri (Hg.): La cattedra negata. Dal giuramento di fedeltà al fascismo alle leggi razziali nell'Università di Bologna*. Bologna 2002, S. 74.

¹⁸ Paolo E. Todesco: *Giorgio Todesco. Ricordo di mio padre*. In: *Ders.*, S. 195.

Piera Sonnino: „Die Rassengesetze wurden plötzlich im August 1938 verkündet. [...] Das Ereignis kam für uns überraschend. Ein Blitz (*Un fulmine*), der auf unser Haus niederging.“¹⁹

Aus all dem scheint mir hervorzugehen, dass es sich bei Mira und Salvatorelli und vor allem bei De Felice um eine eigene historiografische Einordnung und nicht um Schlussfolgerungen handelt, die sich aus den Quellen ergeben. Derartige Urteile sind in meinen Augen nicht schlüssig. Damit will und kann ich nicht leugnen, dass für eine nicht genau bestimmte und bestimmbare Anzahl von Opfern die Gesetzesmaßnahmen von 1938 eine Wirkung hatten, die einem Blitzschlag aus zumeist heiterem Himmel gleichkam. Da die italienischen Juden eine durchaus heterogene Gruppierung bildeten, reagierten sie alle unterschiedlich und individuell auf jenen historischen Moment. Die einen waren überrascht, die anderen hatten bereits ein vages Vorgefühl gehabt; oder man hatte eine schleichende Verschlechterung der Lebensbedingungen der Juden in Italien wahrgenommen und aufmerksam verfolgt. Einige von denjenigen, die sich nicht überrascht zeigten, nahmen in der Gesellschaft und in den jüdischen Einrichtungen eine wichtige Stellung ein. Da italienische Juden im Vergleich zur übrigen italienischen Bevölkerung durchschnittlich einen höheren Bildungsgrad besaßen, waren sie auch proportional stärker in den Spitzenpositionen von Kultur, Staat und Politik vertreten (selbstverständlich nicht unter den hohen faschistischen Parteifunktionären).²⁰ In einem Briefwechsel vom April 1931 fragte beispielsweise Lodovico Mortara, Sohn eines Rabbiners, der zehn Jahre zuvor Justiz- und Kultusminister gewesen war, den jüdischen Juristen Mario Falco: „Wann wird es Ihrer Meinung nach möglich sein, dass der Sohn eines Rabbiners im Königreich Italien wieder Kultusminister werden und der italienischen Justiz vorstehen kann?“ Die Antwort: „Unnötig zu sagen, dass ich mit Ihrer Exzellenz die Prognose, ja die sichere Erwartung teile, dass den Juden die hohen Staatsämter nunmehr verschlossen sind.“²¹

¹⁹ Piera Sonnino: Questo è stato. Una famiglia italiana nei lager. Mailand 2004, S. 27.

²⁰ Michele Sarfatti: Eine italienische Besonderheit (wie Anm. 1).

²¹ Archivio Unione delle comunità ebraiche italiane: Carteggio Mario Falco, Fasc. Carteggio con senatore Lodovico Mortara. Lodovico Mortara an Mario Falco, 7. April 1931, sowie Mario Falco an Lodovico Mortara, 9. April 1931.

Aus einem völlig anderen Umfeld und aus einer Zeit, in der sich der nationalsozialistische Antisemitismus bereits in der Politik der Regierung niedergeschlagen hatte, stammt der Leitartikel „Aggressiver Druck aus dem Ausland zur Entfaltung des Antisemitismus in Italien“, der im September 1936 in *La nostra bandiera*, der Zeitung der faschistischen Juden Italiens, erschien. Darin wurde beklagt, einige „internationale antifaschistische Zentralen“ arbeiteten „seit Langem [...] daran [...], Italien zu einer antisemitischen Politik zu drängen“, indem sie ausländische Juden gegen das faschistische Italien aufwiegelten. So werde der Faschismus gegen ein vermeintlich kommunistisch unterwandertes Judentum aufgehetzt, mit dem Ziel, „den Faschismus dazu zu bringen, ein gefährliches antisemitisches Wendemanöver einzuleiten, um dann lauthals schreien zu können: Nieder mit dem Faschismus!“²²

An diesem fantastischen Narrativ interessiert im vorliegenden Kontext nur, dass darin eine tiefe Furcht faschistischer Juden zum Ausdruck kam, der Antisemitismus in Italien könne stärker werden und zur Verfolgung der Juden führen. An diese Befürchtungen, die von einem eindringlichen Appell an die faschistischen Führungspersonen und Propagandisten begleitet wurden, knüpfte der Leitartikel der folgenden Ausgabe in einem anderen Argumentationszusammenhang an: „In Italien wäre der Antisemitismus – insofern hier die besonderen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und psychologischen Bedingungen fehlen, die in den Ländern herrschen, in denen er sich mächtig entwickelt hat – ein antihistorisches, ungerechtfertigtes, ungerechtes und grausames Phänomen. Warum sollen wir uns einem Kreuzzug anschließen, zu dem ein Land, das nicht Italien ist, allein aus außen- und innenpolitischen Gründen aufgerufen hat?“²³

Es erscheint alles andere als befremdlich, dass faschistische Juden solche Befürchtungen äußerten: Juden wurden aus Regierungs- und Parteiorganen entfernt, und im Umfeld des PNF wurden, selbst im Beisein von Juden, antijüdische Bemerkungen gemacht.²⁴ In der Tat hatten regimenahe Juden ein feines

²² Delineata offensiva di pressioni straniere per suscitare l'antisemitismo in Italia. In: *La nostra bandiera*, 1. September 1936.

²³ Il patriottismo ed il fascismo degli ebrei italiani. In: Ders., 16. September 1936.

²⁴ Über die Entlassung von Juden beziehungsweise ihre ausgebliebene Bestätigung im Amt Mitte der Dreißiger Jahre vgl. Giorgio Fabre: *Il contratto*. Mussolini editore di Hitler. Bari 2004; Ders.: *Mussolini razzista*.

Gespür für die tektonischen Verschiebungen in Staat und Gesellschaft, auch wenn sie die Ereignisse zwangsläufig nicht mit der nötigen Distanz betrachteten.

Einen wiederum völlig anderen Blick auf die Ereignisse hatten italienische Juden wie Vittorio Foa, der als Antifaschist zu einer langen Haftstrafe verurteilt wurde. Selbst aus dem Gefängnis beobachtete er aufmerksam die Lage und machte sich Gedanken über mögliche Entwicklungen. Davon zeugen die Briefe an seine Familie. Auch in seinem Fall geht es weniger um die Genauigkeit seiner Vorhersagen als um die Tatsache, dass er seine Umgebung genau wahrnahm und seinen Vorahnungen Ausdruck verlieh. Es folgen einige Auszüge aus Briefen, die er im April 1937 und in den Tagen nach den ersten Gesetzesdekreten vom September 1938 schrieb. Die Inhalte sind teilweise – wie im Falle des „Schakals“, eine Anspielung auf Mussolini – verschleiert bzw. codiert, um zu vermeiden, dass die Postzensur eingriff:

Anscheinend gibt es rassistische Polemiken, die auch direkt die italienischen Juden betreffen. [...] Das Schicksal, das den italienischen Juden bevorsteht, hängt von vielen Umständen ab: Weniger als von allen anderen hängt es von ihnen selbst ab. Sollte auch für sie der Tag der ‚Sühne‘ kommen (der wohl noch weit entfernt ist, zumindest solange noch nicht alle Brücken zur öffentlichen Meinung jenseits des Ozeans abgebrochen sind), wird der Verzicht auf einen angeblichen [jüdischen, M. S.] Partikularismus (bei dem man nicht erkennt, worin er eigentlich bestehen soll) zugunsten eines anderen [jüdisch-faschistischen, M. S.] Partikularismus nutzlos sein. (16. April 1937).

An anderer Stelle schreibt Foa:

Die antisemitische Polemik [...] gehorcht zweifellos einem genau durchdachten Plan; in ihr drückt sich die Meinung eines kaltblütigen, betrügerischen Flügels aus, dessen Verantwortlichkeiten momentan klar getrennt sind von den offiziellen vorsichtigen, gemäßigten Posi-

tionen, die aber doch [...] bis zu einem gewissen Grad berücksichtigt werden müssen. [...] Um zum Heute zurückzukommen, meine traurige Gewissheit über die Wirkungskraft der Propaganda geht nicht so weit, dass ich glauben würde, im breiten Volk ließen sich – selbst wenn man wollte (und es ist wahrscheinlich, dass man das nicht will) – feindselige Regungen gegen die Juden wecken. Was folgt daraus? Zweifellos werden wir²⁵, Ihr und ich nicht über einige offizielle Maßnahmen, über irgendeinen Numerus Clausus, irgendeine grundlose Schmähung klagen! (30. April 1937).

Später warnte er, dass „die niederträchtige instrumentelle Bedeutung [der antisemitischen Polemik, M. S.] [...] nicht gerade angenehme Überraschungen für die Juden bereithält“. (17. September 1937). Im selben Jahr ergänzt der Antifaschist:

Erinnert Ihr Euch an den Schakal (hieß er nicht Tabagui?) in Moglis Geschichten? Es gab im Dschungel kein Wesen, das mehr verachtet wurde als der Schakal, doch auch die starken Tiere, sogar die stolze Mutter Wolf, zgelten ihren Zorn und erduldeten seine Bosheiten, denn er war der höchst hinterhältige Gefolgsmann von mächtigeren Herren; in der Erzählung war er, glaube ich, der Wegbereiter des Tigers Shir Khan. Jubel ist da gar nicht angebracht, im Gegenteil ist es ratsam, sich auf einige unliebsame Neuigkeiten gefasst zu machen (wenn, was nicht unmöglich ist, ein Richtungswechsel stattfindet). Nichts Schwerwiegendes: Beschränkung oder Ausschluss von öffentlichen Ämtern, Numerus Clausus in den freien Berufen und in der höheren Schule, ein wenig Geschrei und Wandschmierereien, einige kaputte Schaufensterscheiben der Geschäfte. Alles wird im klassischen Stil des Westens ablaufen: Schwerlich wird Blut fließen. (17. Dezember 1937).

Ein Jahr darauf fhrt Foa aus:

Ich entnehme Euren Briefen, dass Ihr ein wenig erzürnt seid über den grassierenden Antisemitismus; es wird schlimmer kommen: ‚Seid bereit‘.“ (4. Februar 1938).

²⁵ Offensichtlich steht „wir“ hier für die „antifaschistischen Juden“.

„Sie werden die jüdischen Universitätsprofessoren von ihren Lehrstühlen vertreiben, weil sie per Definition anti-italienisch sind.“ (29. Juli 1938).

Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich ein schrittweises Vorgehen vorausgesehen. Zum Teufel mit dem schrittweisen Vorgehen! [...] Bereitet Euch geistig auf die Möglichkeit vor, dass es notwendig oder opportun sein wird, sein Bündel zu schnüren.“ (5. September 1938).²⁶

Auch die *Unione delle comunità israelitiche italiane*, die Vereinigung der israelitischen Gemeinden Italiens, reflektierte diese Entwicklungen: Im April 1937 schrieb beispielsweise ein italienischer Jude an den stellvertretenden Präsidenten Federico Jarach:

Der Antisemitismus verstärkt und verbreitet sich in Italien mit offensichtlicher Billigung der Regierung. Wenn es diese zum Teil stillschweigende, zum Teil offenkundige Billigung nicht gäbe, könnten gewisse verleumderische Veröffentlichungen gegen die Juden bestimmt nicht in allen Buchhandlungen des Königreiches verkauft werden. Ich nenne Dir nur zwei; ich weiß nicht, ob es weitere gibt. 1. *Die Protokolle der Weisen von Zion*, erschienen im Verlag Vita Italiana in Rom. 2. *Das Gold*, ein Roman von H. Wast [...] Mein Buchhändler sagt, dass die beiden Veröffentlichungen einen reißenden Absatz finden und von den *Protokollen* (bereits vor ungefähr zehn Jahren waren sie in italienischer Übersetzung erschienen) eine Neuauflage vorbereitet wird.²⁷

Am 21. März 1938 hielt die Union der israelitischen Gemeinden Italiens ihren Kongress ab, den ersten seit 1933. Er dauerte weniger als drei Stunden. Der neue Vorstand setzte sich aus Faschisten, Nicht-Faschisten und Zionisten zusammen; die Erstgenannten lösten ihre Vereinigung auf, die sie einige Jahre zuvor unter dem Namen *Comitato degli italiani di religione ebraica*, Komitee der Italiener jüdischer Religion, gegründet hatten. Im Lichte des erbitterten innerjüdischen politischen

²⁶ Vittorio Foa: *Lettere della giovinezza. Dal carcere 1935–1943*. Turin 1998, S. 220f. sowie S. 225–227, 285, 331f., 357, 449 und 477.

²⁷ Archivio Unione Comunità ebraiche italiane: Fondo Unione delle Comunità israelitiche italiane (UCII). *Attività 1933–1947*, b. 85C, fasc. 1940, sfasc. Professionisti. Giuseppe Cheftel an Federico Jarach, 15. April 1937.

Kampfes, der sich in den vorangegangenen Jahren entwickelt hatte, scheint mir dieser Versuch der bedeutendsten Repräsentanten des italienischen Judentums, auf der Basis einer äußerst schwierigen Kompromissbereitschaft zu einer einheitlichen Führung zu gelangen, die Wahrnehmung vieler Beobachter zu bestätigen, dass man sich bereits auf einer abschüssigen, wenn nicht gar schon stark beschädigten Bahn bewegte.

Die Schlussfolgerung liegt also nahe, dass „die Juden“ nicht wie von einem Blitz aus heiterem Himmel getroffen wurden, auch wenn einige unter ihnen von der Schnelligkeit, mit der die Bahn sich neigte, überrascht waren. Deshalb verhindert das von Mira, Salvatorelli und De Felice benutzte Bild eine angemessene Rekonstruktion und ein adäquates Verständnis dieser historischen Ereignisse. Das heißt jedoch nicht, dass sich keine zutreffenderen Sprachformeln dafür finden ließen. Die Realität ist komplex, und Historiker haben die Aufgabe, sie zu erkennen und zu interpretieren, sie dürfen sie nicht in einen definitorischen Käfig zwingen. Gerade in einer Zeit, in der Erlebnisberichte glorifiziert werden, müssen Historiker zu bedenken geben, dass Zeitzeugnisse zwar wertvolle persönliche Wahrnehmungen wiedergeben, die Erinnerungen jedoch von der Zeit geprägt sind, in der sie niedergeschrieben wurden.

BILDNACHWEIS
Abb. 1–2 Privat

Aus dem Italienischen von Gerhard Kuck

Lutz Klinkhammer

Ohne Sehnsucht nach einem „noch blauerem Himmel“. Jüdische Anhänger Mussolinis in Italien

Unter den italienischen Juden gab es, wie unter den übrigen Italienern, solche, die den Faschismus ablehnten, weil sie darin eine Bedrohung der Freiheit sahen; es gab aber auch diejenigen, die ihn unterstützten, überzeugt davon, dass die Vaterlandsliebe, zu der sie seit dem Risorgimento erzogen worden waren, durch die faschistische Partei mit ihren Idealen von einer zu erneuernden Größe Italiens ihre praktische Umsetzung gefunden habe.¹

In diesem Urteil von Giuliana Piperno Beer aus einem 2013 publizierten Aufsatz begegnet uns ein verbreitetes Narrativ, wie die Haltung der italienischen Juden zum Faschismus ausgesehen habe: analog zu jener der übrigen Italiener – die Juden als ein Abbild der italienischen Gesamtgesellschaft.

Zugespitzter noch, allerdings mit einer anderen Akzentuierung, findet sich diese Ansicht in Michele Sarfattis Standardwerk *Die Juden im faschistischen Italien* (2000):

In extremer Zusammenfassung kann man sagen, dass die italienischen Juden genauso Faschisten waren wie die übrigen Italiener, [prozentual gesehen] aber auch antifaschistischer waren als die anderen Italiener.²

Einen Ansatz zu diesem Deutungsmuster, allerdings ohne dass ein Ausschlag des quantitativen Pendels zugunsten der antifaschistischen Seite konstatiert wird, gibt es bereits in der

¹ Giuliana Piperno Beer: David Prato. Il breve periodo del suo primo rabbinato a Roma (1937–1938). In: *La Rassegna mensile di Israel* 79, 1/3 (2013), S.233.

² Michele Sarfatti: *Gli ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzione*. Turin 2000, S.24; Ders.: Eine italienische Besonderheit: faschistische Juden und der faschistische Antisemitismus. In: Gudrun Jäger, Liana Novelli-Glaab (Hg.): „... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt“. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien. Berlin 2007, S.131–154.

1961 erschienenen *Geschichte der italienischen Juden unter dem Faschismus*, dem Klassiker des bedeutenden italienischen Zeithistorikers Renzo De Felice: Der Biograf Benito Mussolinis hebt hervor, dass viele Juden Mitglied bei den Faschisten gewesen seien, „ebenso viele in antifaschistischen Organisationen“, weil die Juden nämlich „zum großen Teil abwartende oder a-faschistische Zwischenhaltungen vermieden“ hätten.³ De Felice geht also von einem deutlich höheren Politisierungsgrad bei den italienischen Juden im Vergleich zur übrigen Bevölkerung aus.

Wenn unterstrichen wird, wie normal die Beteiligung der italienischen Juden an der faschistischen Bewegung gewesen sei, könnte dahinter auch die Sehnsucht nach einer den Juden allzu oft verwehrten „Normalität“ stehen. Bevor wir dieser Frage weiter nachgehen, werfen wir einen Blick auf die Zahlen, das heißt auf den Anteil der jüdischen Mitglieder im *Partito Nazionale Fascista* (PNF). Im Oktober 1938, kurz vor der Einführung der sogenannten Rassengesetze im Königreich Italien, gab es – einer Statistik der Abteilung für Demografie- und Rassenfragen im Innenministerium zufolge – unter den als Juden klassifizierten Italienern 10 125 Personen mit Parteiausweis. Das Innenministerium ging gleichzeitig von 22 161 jüdischen Nicht-Parteimitgliedern aus, hatte bei diesen Zahlen aber offenbar lediglich die erwachsenen Männer im Blick.⁴ Für eine vergleichende Betrachtung ist es hilfreich, die Gesamtzahl derjenigen zu kennen, die laut staatlicher Zählung in Italien „ganz oder teilweise der jüdischen Rasse angehören“. Im August 1938 wurden dazu 58 412 Personen gerechnet.⁵ Legen wir diese Zahl zugrunde, wären 17,3 Prozent der in Italien lebenden und als Juden angesehenen Personen Parteimitglieder gewesen.

³ Renzo De Felice: *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*. Turin 1961, S. 74. Zu den jüdischen Anhängern Mussolinis werden in diesem Beitrag nicht nur Faschisten gerechnet, die eingeschriebene Mitglieder der jüdischen Kultusgemeinden in Italien waren, sondern auch Personen jüdischer Herkunft mit mindestens einem jüdischen Elternteil.

⁴ Ebd., S. 75. Unter Abzug der Kinder sei praktisch ein Drittel aller jüdischen Erwachsenen in der Partei gewesen, meint Luca Ventura: *Ebrei con il duce. „La nostra bandiera“ (1934–1938)*. Turin 2002, S. 129. Die Zahlen der Parteimitgliedschaft sind sehr komplex. Sie werden diskutiert von Michele Sarfatti: *Italy's Fascist Jews: Insights on an Unusual Scenario*. In: *Quest. Issues in Contemporary Jewish History* 11 (2017), S. I–XVIII. Der in seiner Berechnung aber auch auf einen Satz von 26,9 Prozent Parteimitglieder unter den jüdischen Erwachsenen kommt. Ebd., S. VIII–X.

⁵ Michele Sarfatti: *Mussolini contro gli ebrei. Cronaca dell'elaborazione delle leggi del 1938*. Turin 1994, S. 113.

Ziehen wir allerdings die in der Zahl enthaltenen 10 380 Ausländer mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als sechs Monaten ab, dann wären 21,0 Prozent der Italiener, die vom Faschismus als Juden klassifiziert wurden, Parteimitglieder gewesen.

Entsprach das dem nationalen Durchschnitt? Zum 28. Oktober 1938, also im Jahr XVI der faschistischen Zeitrechnung, deren Zählung mit dem Tag eins nach der „Revolution“ vom 28. Oktober 1922 einsetzte, gab es in Italien 7 576 581 Parteimitglieder.⁶ Bei einer Einwohnerzahl von 42,4 Millionen im Jahr 1936⁷ entspricht das einem Anteil von 17,87 Prozent PNF-Mitgliedern. Im Sommer 1938 lag der Anteil der Parteimitglieder an der jüdischen Bevölkerung, so wie sie vom faschistischen Regime definiert wurde, um drei Prozentpunkte über der der italienischen Gesamtbevölkerung. Die italienischen Juden scheinen damit, zumindest auf dem Papier und bezogen auf das Jahr 1938, aktivere Faschisten gewesen zu sein als der Bevölkerungsdurchschnitt.

Und doch sollte man über einer solchen Aussage nicht vergessen, dass die Zahl der PNF-Mitglieder in den jüdischen Gemeinden Italiens erst seit 1929 stärker angestiegen war. Ein erneuter Mitgliederschub war ab 1934 zu verbuchen. Dieser Anstieg erscheint auf den ersten Blick überraschend. Hatten sich doch die Anzeichen für einen wachsenden Antisemitismus in der italienischen Politik in den Dreißigerjahren deutlich vermehrt.⁸ Und seit 1936 nahmen auch die Kontakte des Regimes mit den Repräsentanten des deutschen Nationalsozialismus zu, der im Vorjahr die berüchtigten Nürnberger Gesetze erlassen hatte. Die Vermutung liegt daher nahe, den Parteieintritt in manchen Fällen auch als eine Form der „Vorwärtsverteidigung“ vonseiten der italienischen Juden zu lesen, um dem Vorwurf eines jüdischen „Internationalismus“ und eines angeblichen Mangels an Patriotismus entgegenzutreten. Solche Anschuldigungen waren besonders brisant, wenn sie von hochrangigen Politikern geäußert wurden. So

⁶ Ricciotti Lazzero: *Il Partito Nazionale Fascista*. Mailand 1985, S. 158.

⁷ Daten des italienischen Statistikamtes Istituto Centrale di Statistica del Regno d'Italia: VIII Censimento Generale della popolazione, 21. April 1936 – XIV. Rom 1938, S. 24.

⁸ Giorgio Fabre: *Mussolini e gli ebrei alla salita al potere di Hitler*. In: *La Rassegna mensile di Israel* 69, 1 (2003), S. 187–236. Fabre spricht schon für das Jahr 1933 von einem „antisemitismo ‚segreto‘“ Mussolinis, einem „getarnten“, aber durchaus aktiven Antisemitismus des *duce*. Ebd., S. 221; jetzt auch Ders.: *Il razzismo del duce. Mussolini dal ministero dell'Interno alla Repubblica sociale italiana*. Rom 2021.

griff der Parteiboss von Cremona, Roberto Farinacci, am 12. September 1936 in seiner Zeitung *Il Regime Fascista* auch die Parteimitglieder unter den italienischen Juden massiv an. Er warf ihnen vor, sich nicht ausreichend von einer vermeintlichen „jüdischen Internationale“ zu distanzieren, die – so Farinacci im Wortlaut – „Urheber von Massakern, Kirchenzerstörer, Verbreiter von Hass, bösartig-kühne Mörder von Christenmenschen“ wäre. Warum seien die jüdischen Italiener noch nicht aufgestanden gegen ihre „Religionsgenossen“? In Europa, so Farinacci weiter in seiner antisemitischen Hetze, zeichne sich bereits ein „Religionskrieg“ ab. Und wenn die italienischen Juden, was schon abzusehen sei, darauf antworteten, „wir sind als Juden doch faschistisch“, so reiche das keineswegs aus. Die Juden müssten vielmehr den „mathematischen Beweis dafür liefern, zuallererst Faschisten und dann erst Juden zu sein“.⁹ Die antisemitischen Stimmen mehrten sich: Im November 1937 war es das von Telesio Interlandi geleitete Blatt *Il Tevere* (Der Tiber), das dem Oberrabbiner von Rom, David Prato, aufgrund seines zionistischen Engagements eine gespaltene Loyalität zum italienischen Staat unterstellte.¹⁰ Und im Oktober 1938 diskreditierte der Faschistische Großrat die „internationale jüdische Bewegung“ als „Animator des Antifaschismus“.¹¹

Eine solche antisemitische Wendung war in den Anfangszeit des Faschismus keineswegs abzusehen gewesen. Und noch weniger mit Blick auf die sozialistischen Anfänge Mussolinis und der Zeit seines Wirkens als Chefredakteur der sozialistischen Parteizeitung *L'Avanti*, an der in herausgehobenen Positionen jüdische Intellektuelle wie Angelica Balabanoff und Margherita Sarfatti, geborene Grassini, mitarbeiteten, zu denen Mussolini zudem eine enge persönliche Beziehung unterhielt. Während sich Balabanoff nach Mussolinis Wandlung vom Sozialisten zum Faschisten von ihrem Freund abwandte, den sie während des Zweiten Weltkriegs in ihrem Exil denn auch als „Verräter“ titulierte,¹² ging die intime Beziehung zu

⁹ Ventura: *Ebrei con il duce* (wie Anm. 4), S. 105f.

¹⁰ Piperno Beer: David Prato (wie Anm. 1), S. 244f.

¹¹ Olindo De Napoli: *La prova della razza. Cultura giuridica e razzismo in Italia negli anni Trenta*. Florenz 2009, S. 145.

¹² Angelica Balabanoff: *Il traditore (The Traitor)*. Benito Mussolini and His "Conquest" of Power. New York 1942 (der Vorwurf des Verrats ergibt sich bereits aus dem Titel); die italienische Ausgabe erschien unter dem Titel: *Il traditore Mussolini*. Rom, Mailand 1945.

Margherita Sarfatti auch in den Zwanzigerjahren weiter, als Mussolini zum faschistischen Diktator avanciert war. Erst 1930/31, nach 18 Jahren, gab der „Duce“ der nunmehr fünfzigjährigen Margherita den Laufpass.¹³ Ihren Einfluss auf die Politik des Regimes im Kulturbereich verlor sie danach kontinuierlich. Ihr letzter Artikel im *Popolo d'Italia*, der zentralen Parteizeitung, die unter Mussolinis persönlicher Leitung stand, erschien im November 1932. Und im Januar 1934 wurde sie abgesetzt als Herausgeberin der *Gerarchia*, dem Leitorgan für die intellektuelle Elite des Regimes.¹⁴

Die Unterstützung Mussolinis durch Juden rührte aber nicht nur aus der Zeit der sozialistischen Agitation her. Auch beim Aufstieg des Faschismus waren jüdische Italiener aktiv, vermutlich in nicht geringerem Maße als nicht-jüdische. Dies galt insbesondere für den städtischen Faschismus, der am 23. März 1919 in Mailand als Kampfbund („fascio di combattimento“) von ehemaligen Frontkämpfern, intellektuellen Futuristen und radikalen Gewerkschaftern gegründet wurde. In den Wahlen vom 16. November 1919 erzielte diese frühe Ausformung des Faschismus aber nur ein marginales Ergebnis, sie entwickelte sich erst zur politisch relevanten Massenbewegung, als sie sich mit dem gegenrevolutionären oberitalienischen Agrarfaschismus verband.¹⁵ Der städtische Faschismus zog weiterhin eine Reihe von jüdischen Veteranen an, die als Gruppe – wie in Deutschland auch – während des Ersten Weltkriegs aktiv und selbstbewusst für ihr Vaterland eingetreten waren und einen hohen Blutzoll bezahlt hatten. Zu den hochdekorierten Soldaten, die während des Faschismus wichtige Positionen bekleideten, gehörten Guido Jung und Oscar Sinigaglia, der auch ein Verfechter der Zugehörigkeit von Fiume zu Italien war.

Es waren nicht nur politische Ziele wie der Nationalismus und der Irredentismus, die jüdische Frauen wie Sarfatti an die Seite Mussolinis geführt hatten, sondern auch Hoffnungen auf mehr Chancen und Rechte für Frauen. Wie Ruth Nattermann gezeigt hat, erschien der frühe städtische Faschismus „nicht wenigen Akteurinnen als neue und befreiende Kraft“. Es wa-

¹³ Philip V. Cannistraro, Brian R. Sullivan: Margherita Sarfatti. *L'altra donna del Duce*. Mailand 1993, S. 429 f.

¹⁴ Fabre: Mussolini (wie Anm. 8), S. 209.

¹⁵ Zur Genese und Deutung des italienischen Faschismus siehe Wolfgang Schieder: *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*. Göttingen 2008.

ren sogar neun Frauen bei der Gründung der faschistischen Bewegung in Mailand im März 1919 präsent, und in den faschistischen Ortsgruppen, die sich bald über ganz Italien ausbreiteten, waren Frauen, die auf die Gewährung des Wahlrechts hofften, zu diesem Zeitpunkt durchaus willkommen.¹⁶

Unter den frühen Propagandisten des Faschismus befand sich auch der Florentiner Gino Arias, der vor allem die Wirtschafts-ideologie des Regimes verbreitete, wonach der Staat als „Kordinator und Moderator“ der ökonomischen Akteure fungieren sollte. Arias war einer der vier Autoren des Werks *Mussolini und sein Faschismus*, das der jüdische Übersetzer Curt Sigmar Gutkind 1927 zusammenstellte, um die faschistische Transformation Italiens erst einem italienischen und dann einem deutschen Publikum zu erläutern. In seiner Einleitung, einer Eloge auf Mussolini, unterstreicht Gutkind die klassenübergreifende „Persönlichkeit des Duce“, der vom „Revolutionär zum Regenten, vom Umstürzler zum Konstrukteur aufgestiegen“ sei.¹⁷ Zum Unterstützer des faschistischen Regimes wurde auch der Rechtsanwalt und Kriegsfreiwillige Renzo Ravenna, der von 1926 bis 1938 das Amt des Bürgermeisters von Ferrara bekleidete.¹⁸

Auch der ideenreiche Verleger Angelo Fortunato Formigini war 1914 ein Verfechter des Kriegseintritts gewesen. Er hatte sich 1915 als Freiwilliger gemeldet und war als Offizier an die Front gekommen. Von der jüdischen Religion hatte er sich seit langem abgewendet. Den Faschismus sah er anfänglich als ordnungsstiftendes, stabilisierendes Element für Italien an.

¹⁶ Ruth Nattermann: *Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung (1861–1945)*. Berlin, Boston 2020, S. 183 f.

¹⁷ Gino Arias, Ernesto Codignola, Balbino Giuliano, Alberto de’ Stefani: *Mussolini e il suo fascismo*, a cura di Curt Gutkind, con introduzione di Benito Mussolini. Heidelberg, Florenz 1927, S. 12 f. sowie S. VIII; zu den jüdischen faschistischen Intellektuellen Gino Arias, Max Ravà und Angelo Oliviero Olivetti bereitet Moritz Schmeing an der Universität Leipzig eine Dissertationsschrift vor. Einige der jüdischen Faschisten wie Arias, Ravà, Olivetti, Frederico Jarach, Ettore Ovazza, Margherita Grassini Sarfatti und Guido Jung, von denen einige später zum Katholizismus konvertierten, werden auch zitiert von Sarfatti: *Italy’s Fascist Jews* (wie Anm. 4), S. VI, der dabei unterstreicht, dass die Juden, die in den PNF eintraten, von ihrer Motivationslage her die „ganze Breite des faschistischen Universums“ abdeckten, wobei „the predominance of political choices, sometimes prompted by social class or by cultural environment, as well as by ideological and ethical considerations“ bei der Entscheidung zum Parteieintritt zu berücksichtigen sei. Ebd., S. V.

¹⁸ Ilaria Pavan: *Il podestà ebreo. La storia di Renzo Ravenna tra fascismo e leggi razziali*. Rom, Bari 2006, S. 46.

Um als Kulturunternehmer erfolgreich zu sein, versuchte er seine Ideen auch unter dem repressiven Regime zu realisieren. Er wurde zwar nie zu einem offenen Anhänger des Faschismus und seines „Duce“, setzte sich aber für eine „energische Propagierung nationaler und patriotischer Werte“ ein,¹⁹ durch die die faschistische Ideologie für Nationalisten und Konservative anschlussfähig wurde. Von der Wende zum Staatsantisemitismus 1938 tief in seinem Herzen getroffen, schied Formiggini in einer spektakulären Aktion aus dem Leben, indem er sich vom Turm des Doms von Modena stürzte, mit Protestbriefen an den König und an Mussolini am Leib.

Für viele waren Nationalismus und nationalistischer Patriotismus wichtige Motivationsquellen dafür, auf den Kurs des Faschismus einzuschwenken oder einige Ziele des Regimes zu teilen. Der jüdische Ingenieur Oscar Sinigaglia (1877–1953), der zwischen 1923 und 1933 neun persönliche Audienzen bei Mussolini hatte, bekleidete von 1932 bis 1935 das Amt des Präsidenten des Stahlkonzerns ILVA. Er hatte Marcella Mayer, die Tochter von Teodoro Mayer, geheiratet, dem einflussreichen Senator, der in Triest die Tageszeitung *Il Piccolo* gegründet hatte. Ihn empfing Mussolini zwischen 1924 bis 1936 sogar vierzig Mal im Rahmen einer persönlichen Audienz. Der liberale und laizistische Mayer, der aus einer ungarisch-italienischen jüdischen Familie stammte, war bereits vor dem Ersten Weltkrieg als glühender Verfechter der Italianisierung seiner Heimatstadt für Rom interessant gewesen; er hatte Gelder für die irredentistische Sache gesammelt und als Teilhaber der Presseagentur *Stefanie* die Öffentlichkeit zu mobilisieren gewusst.²⁰ 1902 war er aus der jüdischen Gemeinde in Triest ausgetreten. Er gehörte der Freimaurerloge *Alpi Giulie* an und wurde 1920 Senator des Königreichs Italien, ein Amt, das er 22 Jahre lang innehatte, bis zu seinem Tod Ende 1942. Erst 1929 trat Mayer in den PNF ein. 1931 wurde er zum Präsidenten des *Istituto mobiliare italiano* ernannt, zu einem Zeitpunkt, als Mussolini Giuseppe Toeplitz zu entmachten begann, der als

¹⁹ Elisa Pederzoli: *L'arte di farsi conoscere. Formiggini e la diffusione del libro e della cultura italiana nel mondo*. Rom 2019, S. 98; Ugo Bertì: Formiggini. In: Victoria De Grazia, Sergio Luzzatto (Hg.): *Dizionario del fascismo*. Turin 2002, S. 547–549.

²⁰ Zu Mayer vgl. René Moehrl: *Judenverfolgung in Triest während Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1945*. Berlin 2014, S. 38 f.; Luciano Monzali: *Gli italiani di Dalmazia e le relazioni italo-jugoslave nel Novecento*. Venedig 2015, S. 56.

Direktor der *Banca Commerciale Italiana* die italienische Wirtschaft durch die Gewährung von langfristigen Krediten maßgeblich gefördert hatte. Die Weltwirtschaftskrise drohte die *Banca Commerciale*, die ihrerseits viele kurzfristige Kredite zu bedienen hatte, in den Abgrund zu reißen. 1933 drängte Mussolini den Bankier Toeplitz, der wie Mayer aus einer jüdischen Familie stammte, zum Rücktritt.²¹ Mayer blieb bis März 1936 an der Spitze des *Istituto mobiliare italiano*. Die Parteimitgliedschaft und die Nähe zu Mussolini schützten aber auch den Triester Senator nicht vor den Auswirkungen der *leggi razziali* 1938. Obwohl er auf seinen Antrag hin zum „ebreo discriminato per benemerenze eccezionali“ („aufgrund seiner außerordentlichen Verdienste abgesonderter Jude“) erklärt wurde, musste er seine Anteile an der Zeitung *Il Piccolo* an seinen Chefredakteur Rino Alessi verkaufen.²² Seinen Status als vom König ernannter Senator verlor er zwar nicht, doch die Parlamentsdruckschriften wurden ihm und den anderen Senatoren jüdischer Herkunft nicht mehr zugestellt. Außerdem sollen die Aufseher im Senat angewiesen worden sein, die jüdischen Senatoren – zu denen neben Mayer weitere acht Politiker gehörten – dahingehend zu bewegen, vom Betreten des Senatsgebäudes Abstand zu nehmen.²³

Mayers Schwiegersohn, Oscar Sinigaglia, ein glühender Verfechter des italienischen Kriegseintritts, wurde 1917 Leiter der Flugzeugproduktion der Caproni-Werke und 1919 Vizepräsident des Aktionskomitees für die Durchsetzung der italienischen Territorialansprüche. Er trat noch im selben Jahr in die faschistische Bewegung ein und unterstützte die Besetzung Fiumes durch Gabriele D'Annunzios „Legionäre“ mit einer Geldsammelaktion bei Bankiers und Geschäftsleuten, auch wenn er sich bald darauf von Strömungen distanzierte, die die

²¹ Cannistraro, Sullivan: Margherita Sarfatti (wie Anm. 13), S. 714; Fabre: Mussolini (wie Anm. 8), S. 212f.

²² Anna Millo: Teodoro Mayer. In: *Dizionario Biografico degli Italiani* 72 (2008), S. 437–440. Alessi galt den antisemitischen Faschisten aber auch nach 1938 als zu „judenfreundlich“, dazu Moehrle: Judenverfolgung (wie Anm. 19), S. 207–209. Zur sprachlich widersinnigen Bezeichnung ‚ebrei discriminati‘ und zu den Zahlen der gestellten Absonderungsanträge siehe die Hinweise von Michele Sarfatti in diesem Heft, sowie Michele Sarfatti: *Il cielo sereno e l'ombra della Shoah. Otto stereotipi sulla persecuzione antiebraica nell'Italia fascista*. Rom 2020, S. 55; Vgl. zudem Enrica Asquer: *Being a Fascist Jew in Autumn 1938: Self-portrayals from the "Discrimination" Requests Addressed to the Regime*. In: *Quest. Issues in Contemporary Jewish History* 11 (2017), S. 2–8.

²³ Sarfatti: *Ebrei* (wie Anm. 2), S. 169.

Monarchie hätten destabilisieren können. Franco Amatori hat ihn daher als einen „streng Konservativen“ bezeichnet. Mussolini beauftragte ihn 1923 mit der Rettung des *Banco di Roma*, einer Bank, die eine Schlüsselrolle in den Beziehungen zwischen Staat und Kirche spielte. Als Chef einer Finanzholding, die Anteile des *Banco di Roma* verwaltete, konnte Sinigaglia eine wichtige Funktion sowohl als Sanierer wie auch als Liquidator von Firmen einnehmen. Sinigaglia wuchs zunehmend aus der Rolle des Geschäftsmanns in die eines hochrangigen staatlichen Managers hinein – nach dem Vorbild von Guido Jung, der Sinigaglia schon seit 1914 aus der gemeinsamen Aktivität in der nationalistischen Bewegung kannte. Als die Bankenkrise 1931 zu einer Staatsaufsicht über die Finanzholding *Sofindit* der *Banca Commerciale Italiana* führte und Jung mit der Präsidentschaft der Holding betraut wurde, rief er Sinigaglia als Berater für den Bereich der Stahlindustrie hinzu. Im Sommer 1932, als Jung zum Finanzminister Mussolinis aufstieg, wurde der Ingenieur mit der Leitung des größten italienischen Stahlunternehmens, ILVA, betraut, wobei die Unternehmensführung allerdings von der *Sofindit* kontrolliert wurde. Damit erhielt Sinigaglia die Position, die zuvor Giuseppe Toeplitz als Vorstand der *Banca Commerciale* eingenommen hatte.²⁴

Als Finanzminister nahm Guido Jung zwischen 1932 und 1935 eine politische Schlüsselrolle ein. In dieser Zeit ging er in Mussolinis Amtssitz ein und aus. Doch nicht nur als Minister war er für Mussolini wichtig: Von den 176 persönlichen Audienzen, die Jung zwischen 1924 und 1936 beim Diktator hatte – eine enorm hohe Zahl, die nur dem engsten Kreis von Mussolinis Entourage vergönnt war –, entfallen nur etwa 60 Prozent auf seine Zeit als Minister.

Eine Schlüsselposition ganz anderer Art hatte Guido Beer (1885–1938) inne, der seit März 1919 eingeschriebenes Mitglied des faschistischen Kampfbundes war und dank dieser frühen Mitgliedschaft den Titel eines „fascista antemarcia“, „Faschist aus der Zeit vor dem Marsch auf Rom“ trug. Als Be-

²⁴ Franco Amatori: Oscar Sinigaglia. In: *Dizionario biografico degli Italiani* 92 (2018), S. 796–801. Sinigaglia spielte auch nach 1945 eine wichtige Rolle für die italienische Stahlindustrie. Vgl. Ilaria Pavan: *Tra indifferenza e oblio. Le conseguenze economiche delle leggi razziali in Italia 1938–1970*. Florenz 2004, S. 53. Zu Sinigaglia und Jung siehe auch den wichtigen Beitrag von Roberta Raspagliesi: *Fascist Jews Between Politics and the Economy: Five Biographical Profiles*. In: *Quest. Issues in Contemporary Jewish History* 11 (2017), S. 75–103.

amter des Innenministeriums stieg Beer 1928 zum Generalsekretär in der Staatskanzlei des Ministerpräsidenten Mussolini auf. 1929 wurde er zusätzlich zum Leiter der Staatskanzlei ernannt, ein politisches Amt, sodass Mussolini kurzerhand die beiden Positionen zu einer vereinte – ein verwaltungsrechtliches Novum. Es blieb aber nicht bei dieser Schlüsselstelle im Staatsapparat: Zwischen 1929 und 1933 fungierte Beer auch als Mitglied des *Consiglio superiore di statistica*, danach als Vizepräsident des *Istituto Luce*. Laut Berichten der Geheimpolizei scheint er jedoch seine Stellung zu persönlichen Zwecken ausgenutzt und seine Macht wie ein verkleinertes Abbild von Mussolini zelebriert zu haben, was schließlich zu seiner Absetzung führte,²⁵ auch wenn er mit dieser *imitatio ducis* keineswegs eine Ausnahme im faschistischen Italien darstellte.

Die Gründe, die eine große Zahl von Italienern und Italienerinnen dazu veranlasst hat, die Nähe zur faschistischen Partei und zum Regime zu suchen, waren vielfältig und komplex. Neben ideologischen Affinitäten dürften auch Karriere- und Aufstiegschancen eine wichtige Rolle gespielt haben. Das galt für den nicht-jüdischen wie für den jüdischen Teil der Bevölkerung. Eine spezifische Motivation für italienische Juden bestand jedoch, so die These, in der bereits erwähnten Strategie der „Vorwärtsverteidigung“. Sie wird besonders deutlich innerhalb der Gruppe italienischer Juden, die 1934 die Wochenzeitung *La nostra bandiera. Settimanale degli italiani di religione ebraica* gründeten.²⁶ Sie verliehen ihrer faschistischen Einstellung einen publizistisch wirksamen Ausdruck, um sich dem unterschwelligem wie öffentlich geäußerten Antisemitismus demonstrativ entgegenzustellen. Die Lebensdauer von *La nostra bandiera* war nur kurz, schon 1938 musste die Zeitschrift ihr Erscheinen einstellen, und die vor allem aus Turin stammende Gruppe faschistischer Juden, die das Projekt initiiert hatte und als Redaktion fungierte, blieb zahlenmäßig sehr überschaubar. Um die Übereinstimmung mit den faschistischen Idealen ostentativ zur Schau zu stellen, fand sich auf dem Titelrand der Zeitung der Kampfruf „Presente!“ („Anwe-

²⁵ Leonardo Pompeo D’Alessandro: Guido Beer. In: Giovanna Tosatti (Hg.): *L’ombra del potere. Biografie di capi di gabinetto e degli uffici legislativi*. Bologna 2016, S. 22–29. Vgl. auch Giovanna Tosatti, Guido Melis (Hg.): *Il potere opaco. I gabinetti ministeriali nella storia d’Italia*. Bologna 2019.

²⁶ Zu dieser Gruppe siehe Sarfatti: *Ebrei* (wie Anm. 2), S. 98 f.; detailliert Ventura: *Ebrei* (wie Anm. 4), S. 15–43.

Livorno, *La nostra bandiera* begründet hatte, setzte stark auf die Betonung der nationalen Werte, um jeden Zweifel in Bezug auf eine angebliche Unzuverlässigkeit der italienischen Juden auszuräumen. Ovazza, dessen Vater Ernesto schon in den Zwanzigerjahren faschistisches Parteimitglied war und die jüdische Gemeinde Turins geleitet hatte, sprach sich gegen den Zionismus und ein Verlassen des heimatlich-italienischen Bodens in Richtung Palästina und für einen (faschistisch geprägten) Patriotismus aus. In Heft 4 der *Bandiera*, das zum Jahrestag des italienischen Eintritts in den Ersten Weltkrieg am 24. Mai 1934 erschien, gab er eine Art Grundsatzklärung ab:

Die jüdische Religion ist auf drei Elemente der Liebe gegründet: Liebe zu Gott, zur Familie und zum Nächsten. Warum sollte ich also unter einem anderen, vielleicht noch blauerem Himmel die Heimat suchen, die ich stattdessen gerade hier in dieser von mir geliebten Erde fühle, in der der Fuß überall auf die versteckten Spuren einer wunderbaren Nation, einer Herrin der Welt, trifft? Es war nicht die Nation meiner Vorfahren, im Gegenteil: Es war die Feindin, die ZerstörerIn, aber gerade deswegen ist meine Freude noch größer, noch stärker das Vergnügen, an der Kultur, die mich zerstören wollte, teilzuhaben, anstatt sie besiegt und überwunden zu haben. Wie zur Zeit des Risorgimento, als sieben junge Juden zur Schar der Tausend [unter Garibaldi] gehörten, kämpfte die jüdische Jugend auch für das neue Italien und fiel [im Ersten Weltkrieg] auf dem Feld der Ehre. Wir Juden können stolz darauf sein, unsere Toten, die für das Ideal der italienischen Nation gestorben sind, zu zählen und zu beweinen. Israel ist etwas Geistiges, nicht etwas Materielles, daher überwand es siegreich den Zorn und die Waffen der Menschen und auch das zerstörerische Wirken der Zeit. Achten wir darauf, dass es durch uns nicht gemindert wird.²⁸

Trotz dieses Bekenntnisses zur (überlegenen) lateinischen Antike und zu den Eroberungen der römischen Cäsaren betonte Ovazza die nahöstliche Herkunft der Juden und deutete die durch das Römische Reich verursachte Diaspora aus Palästina

²⁸ Ettore Ovazza: La questione ebraica. In: *La nostra bandiera*, 24. Mai 1934, S. 4.

nur an. Die „Folie“ seiner teleologischen Geschichtsdeutung bleibt jedoch das antike Judentum. Erst durch das Risorgimento wird offenbar die durch die Diaspora geöffnete Wunde „geheilt“, nämlich über den jüdischen Blutzoll für die nationale italienische Causa. Gerade Ovazzas Hinweis auf Israel als geistige Idee, wenn auch nicht als materielles Ziel, zeigt, dass er zionistischen Vorstellungen höchstens in ihrer philanthropisch-humanitären Ausrichtung, die in Italien bis Mitte der Zwanzigerjahre vorherrschend war, positiv gegenüberstand,²⁹ die zeitgenössischen internationalen Vertreter des Zionismus jedoch kritisch sah. In derselben Ausgabe ging die *Bandiera* deutlich auf Distanz zu Chaim Weizmann, dem Präsidenten der *Zionistischen Weltorganisation* (WZO). Zuerst gab sie dessen Äußerungen wieder, dass es in Palästina auch ohne Waffen friedlich zugehe und die Juden die arabische Bevölkerung, die „nichts von uns hat wissen wollen, auf der Stelle davon überzeugt hat, mit der Arbeit unserer Spaten, dass wir nicht als Eroberer, sondern als Mithelfende gekommen sind, zum Wohl des Landes“. Diese Botschaft Weizmanns kommentierte der Autor des *Bandiera*-Artikels skeptisch:

Chaim Weizmann ist ein großer Chemiker und Organisator. Aber seine politischen Äußerungen sind ausgesprochen diskutabel. [...] Sie sind zu oft durch die Fakten widerlegt worden und riechen nach universeller Verbrüderung, nach humanitärem Optimismus und vielen anderen ebenso schönen wie frommen, aber unrealisierbaren Ideologien. 900 000 vorher feindliche Araber, die plötzlich überzeugt sein sollen durch so viele schöne Worte...? [...] Wäre Weizmann in einem faschistischen Klima großgeworden, dann hätte er anders geschrieben, nämlich folgendermaßen: [...] Wir arbeiten in Frieden auf dem heute verlassenem Boden, ohne jemanden zu stören und ohne in das Terrain der anderen einzudringen. Aber wenn uns jemand belästigen und uns die Frucht unserer Mühen wegnehmen will, dann wissen wir hinter den Spaten und den Pflügen auch Gewehre und Maschinengewehre aufzustellen und zu zeigen, wie man sich verteidigt.³⁰

²⁹ Zu den verschiedenen Strömungen im italienischen Zionismus siehe Nattermann: Jüdinnen (wie Anm. 16), S.210.

³⁰ El (Pseud.): ***. In: *Las nostra bandiera*. 24. Mai 1934, S. 4.

Es war sicher kein Zufall, dass dieser Artikel als eine der ersten politischen Erklärungen der *Bandiera* im Mai 1934 erschien. Wenige Monate zuvor war Chaim Weizmann von Mussolini in Audienz empfangen worden, zum zweiten Mal innerhalb von zwölf Monaten.³¹ Die *Bandiera* setzte offenbar auf eine Mischung von Rezeption und Distanzierung vom internationalen politischen Zionismus, während Mussolini aus taktischen Gründen noch 1934, wenn auch vergeblich, versuchte, sich die Exponenten des Zionismus wie auch die italienischen Rabbiner für seine außenpolitischen Ziele zunutze zu machen. Für die internationale zionistische Bewegung, die Chaim Weizmann verkörperte, war es angesichts der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland von höchster Bedeutung, wie sich das faschistische Regime in Italien in Bezug auf die jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und die Emigration nach Palästina verhielt. Als sich die übertriebenen faschistischen Hoffnungen auf den Erhalt eines italienischen Mandats über Palästina in Luft auflösten,³² was spätestens mit dem italienischen Überfall auf Äthiopien der Fall war, wurden auch die jüdischen Gesprächspartner für Mussolini überflüssig.

Anhand der Listen der Audienzen Mussolinis lässt sich zeigen, dass der Diktator ab 1936 den Kontakt zu den Juden, die dem Faschismus wohlgesonnen waren oder ihm zumindest offen gegenüberstanden, weitgehend abbrach. Margherita Sarfati erschien, zusammen mit ihrem Sohn Amedeo, am 16. Januar 1937 ein letztes Mal bei Mussolini im Palazzo Venezia, bevor sie nach Lateinamerika emigrierte. In ihren Memoiren mit dem Titel *Acqua passata* (1955) wird ihr früherer Liebhaber und Protegé Benito Mussolini, der bereits 10 Jahre vor Erscheinen des Buches am Comer See auf seiner Flucht aus der Verantwortung erschossen wurde, mit keinem Wort mehr erwähnt. Einer der letzten jüdischen Italiener, den Mussolini zur Audienz empfing, war General Emilio Pugliese, Militärkommandeur von Rom zur Zeit des „Marschs auf Rom“ am 28. Oktober 1922. Pugliese, der am 15. April 1938 im Palazzo Venezia empfangen wurde, hatte sich 1922 strikt an die Weisung des

³¹ Ventura: Ebrei (wie Anm. 4), S. 52 sowie S. 67.

³² Piperno Beer: David Prato (wie Anm. 1), S. 245; Ventura: Ebrei (wie Anm. 4), S. 103. In der zweiten Nummer der *Bandiera* erschien am 10. Mai 1934 ein Artikel, der sich diese Hoffnungen zu eigen machte: Enzo Lolli: Il mandato sulla Palestina. La proposta di un giornale inglese per cedere l'importante incarico all'Italia. In: *La nostra bandiera*. 10. Mai 1934, S. 2.

Königs gehalten, der faschistischen Machtdemonstration keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Für den überzeugten Faschisten Ettore Ovazza müssen die antisemitischen Maßnahmen Mussolinis von 1938 einen Schock dargestellt haben. Erneut ging Ovazza zur „Vorwärtsverteidigung“ über, mit einer spektakulären Aktion – allerdings ganz anders als Formigini: Am 15. November 1938 drangen fünf jüdische Faschisten aus Florenz in die römische Druckerei von *Israel*, der wichtigsten zionistischen Zeitschrift in Italien, ein, deren fünfte Ausgabe sich gerade im Satz befand. Die Eindringlinge nahmen den Umbruch der Zeitung auseinander, sie bemächtigten sich der Klischees, die sie mitnahmen und später an das Generalsekretariat der faschistischen Partei aushändigten. Ovazza hatte an der Aktion nicht persönlich teilgenommen, galt aber als deren Drahtzieher.³³

Auch diese pro-faschistische Demonstration schützte Ovazza nicht vor den Auswirkungen der antijüdischen Rassengesetze von 1938. Die Bürgerrechte, der Stolz der italienischen Juden seit dem Risorgimento als Zeichen der erreichten Gleichstellung, wurden auch ihm genommen. Sein Leben wurde aber erst bedroht, als die Wehrmacht Italien am 8. September 1943 besetzte und das nationalsozialistische Programm zur Ermordung der Juden auch auf die italienische Halbinsel ausgedehnt wurde. Nach dem erfolglosen Versuch, in die Schweiz zu fliehen, wo ihn die Grenzpolizei abwies, wurden Ettore Ovazza und seine Familie von Mitgliedern der SS-Division „Leibstandarte Adolf Hitler“, die unter dem Kommando von Gottfried Meir standen, zwischen dem 9. und 11. Oktober 1943 verhaftet, ausgeraubt und anschließend ermordet. Ihre Körper wurden in dem Ofen einer Schule, die von den Tätern als provisorisches Krematorium benutzt wurde, verbrannt.³⁴ Wenige Tage nach dieser Tat liefen die nationalsozialistischen Deportationen der Juden aus Rom und dem besetzten Mittel- und Norditalien in die Vernichtungslager im Osten an.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Privatarchiv Autor,
© gemeinfrei

³³ Ventura: Ebrei (wie Anm. 4), S. 22 f.

³⁴ Lutz Klinkhammer: Stragi naziste in Italia. La guerra contro i civili (1943/44). Rom 2006, S. 73. Die Ovazzas gehörten zu einer Gruppe von jüdischen Opfern, die wenige Wochen nach der deutschen Besetzung Italiens in der Umgebung des Lago Maggiore ermordet wurden.

Ruth Nattermann

„Aber die Realität ist immer anders als die Vorausschau“. Das Jahr 1938 als Brucherfahrung im Leben der Mailänder Feministin Nina Rignano Sullam

Das Gründungsdokument der bedeutendsten Frauenorganisation des vereinten Italien, der *Unione Femminile Nazionale* (UFN), liest sich gleichsam wie das persönliche Vermächtnis ihrer jüdischen Pionierin Nina Rignano Sullam (1871–1945): „Die materielle und moralische Vervollkommnung der Frau [...] muss das feste und beständige Verlangen jeder verantwortungsbewussten Frau sein, vor allem jener, der das Glück Wohlstand, Bildung und Gefühl beschieden hat und die darin die Räson und die Pflicht finden muss, mit intensiver Liebe und zu gemeinsamem Nutzen zu arbeiten.“¹

Die sozialistisch geprägte UFN, gegründet 1899 in Mailand, hatte beinahe vierzig Jahre Bestand, ehe sie im Januar 1939 als Folge der faschistischen Rassengesetzgebung gewaltsam aufgelöst wurde. Nina Rignano Sullam lebte seitdem im Untergrund; sie starb 1945 in Einsamkeit. Die Rassengesetzgebung drängte nicht nur sie selbst aus der italienischen Gesellschaft, sondern zerstörte auch die Institutionen und Netzwerke, an deren Aufbau sie maßgeblich mitgewirkt hatte. Die Brucherfahrung des Jahres 1938 überschattete die letzten Jahre ihres Lebens, das in einer Zeit früher Emanzipationsbestrebungen und des politischen Aufbruchs begonnen hatte.²

Nina Costanza Sullam wurde am 14. Juli 1871 in Mailand geboren, gut zehn Jahre, nachdem die italienischen Gesetze

¹ Archivio UFN: Unione Femminile Programma istitutivo (1899). Busta 1, fasc. 1: Costituzione in cooperativa (1899–1905). Dieses wie alle folgenden Quellenzitate wurden von der Verfasserin aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt.

² Zur Biografie der Feministin und ihrem gesellschaftspolitischen Engagement vgl. Annarita Buttafuoco: Nina Rignano Sullam. Una Filantropa Politica. In: *Il Risorgimento 2* (1989), S. 143–159; Ruth Nattermann: Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung (1861–1945). Biografien, Diskurse und transnationale Vernetzungen. Berlin, Boston 2020, S. 114–128 sowie S. 235–244.

zur Judenemanzipation auch auf die Lombardei ausgedehnt worden waren. Ihr Vater Giuseppe Sullam (1842–1927), ein angesehener Ingenieur, kam aus Venedig; zwischen 1912 und 1920 war er Vorsitzender der Mailänder jüdischen Gemeinde. Ninas Mutter Bice Pisa (1849–1905) war eine Schwester des Bankiers und Diplomaten Ugo Pisa, des prominenten Förderers der Mailänder Wohltätigkeitsorganisation *Società Umanitaria*, die Bedürftigen Arbeit, finanzielle Unterstützung und Bildung vermittelte. Ninas Elternhaus war nicht nur vermögend und gebildet, sondern auch religiös und gemeindeorientiert. Neben einem Wissen um jüdische Traditionen boten die Eltern ihrer Tochter eine profunde säkulare Erziehung. Um



1 Nina Rignano Sullam (1871–1945)

die Jahrhundertwende wurde eines der Haupttätigkeitsfelder Rignano Sullams die betont laizistische UFN und deren *Asilo Mariuccia*, ein Heim für prostitutionsgefährdete Mädchen; einen großen Teil ihres Erbes sollte sie allerdings dem jüdischen Kindergarten in Mailand vermachen.³ Die überlieferte Korrespondenz der Sozialarbeiterin zeugt von einem auffälligen Interesse an pädagogischen und juristischen Fragen sowie von ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnissen, darunter Deutsch, Englisch und Französisch. Bevor die Feministin mit 25 Jahren den jüdischen Ingenieur Eugenio Rignano (1870–1930) aus Livorno heiratete, hatte sie vermutlich mehrere Studienreisen durch Europa unternommen. Sprachliche Kompetenz und Bildung waren zentral für die führende Rolle, die Nina Rignano Sullams als transnationale Netzwerkerin und Vermittlerin feministischer Konzepte und Praktiken in der italienischen Frauenbewegung in zunehmendem Maße spielen konnte.

³ Vgl. Annarita Buttafuoco: *Le Mariuccine. Storia di un'istituzione laica. L'asilo Mariuccia*. Mailand 1985, S.36 sowie S.388.

Ebrea laica und „politische Philanthropin“

An der Gründung der UFN im Jahr 1899 war Nina Rignano Sullam unmittelbar beteiligt. Das industriell geprägte und vom zeitgenössischen Sozialismus beeinflusste Mailand hatte sich seit Beginn der 1880er Jahre zum Zentrum des italienischen Feminismus entwickelt. In Rom entstand erst 1903 der liberale *Consiglio Nazionale delle Donne Italiane* (CNDI), der auf eine allmähliche kulturelle Bildung von Frauen abzielte. Die Frauenorganisationen der lombardischen Metropole kämpften dagegen seit Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere für die soziale und politische Gleichberechtigung von Frauen. Die Initiative zur Schaffung der UFN kam aus den Netzwerken, in denen sich Anhängerinnen und Anhänger der 1881 entstandenen, politisch linksstehenden „Liga zur Förderung der Fraueninteressen“, der *Società Umanitaria* mit Mitgliedern anderer sozialen Organisationen der lombardischen Metropole zusammenschlossen. Der entscheidende Anstoß ging von der Arbeiterinnenorganisation *Associazione Generale delle Operaie* aus, deren Vorstand sowohl Nina Rignano Sullam als auch die Frauenrechtlerin Ersilia Majno (1859–1933) angehörten. Seit Beginn ihres Engagements für Mailänder Arbeiterinnen hatte Majno das Ziel verfolgt, die diversen Frauenvereinigungen der Stadt in einer Organisation zusammenzuführen. Im Zentrum des Vorhabens stand die Idee eines Hauses mit einer Bibliothek, Versammlungsräumen und Büros als gemeinsamem Sitz für den „Austausch von Gedanken und Projekten“.⁴ Es war Nina Rignano Sullam, die aus eigenen Mitteln das Startkapital für die Miete und die Eröffnung geeigneter Räumlichkeiten in Mailand zur Verfügung stellte und damit die offizielle Gründung der UFN ermöglichte. Trotz des Versuchs, unter ihrem Dach verschiedene Weltanschauungen zusammenzuführen, identifizierte sich die Organisation von Beginn an vor allem mit der 1892 gegründeten Sozialistischen Partei Italiens (PSI). In den kommenden Jahren bestimmte sozialistisches Gedankengut weitgehend die personelle Zusammensetzung und konzeptionelle Ausrichtung der Organisation. Unter ihren zahlreichen Initiativen im sozialen wie kulturellen Bereich erlangten das *Asilo Mariuccia* und das *Ufficio Indicazione ed Assistenza* für arbeits- und obdachlose

⁴ Vgl. Archivio UFN: Programma. Busta 1, fasc. 1: Atti originali e documentazione fondamentale (1905–1946).

Frauen besondere Bedeutung. Diese Institutionen waren wie der UFN dezidiert laizistisch ausgerichtet, was dem offiziellen Staatsverständnis des geeinten Italiens entsprach und von Nina Rignano Sullam gefördert wurde.⁵

Der Anteil jüdischer Mitglieder in der UFN war seit ihrer Gründung 1899 bis zu ihrem gewaltsamen Ende im Januar 1939 überproportional hoch.⁶ Nicht nur Rignano Sullam, sondern jüdische Feministinnen generell fanden den fruchtbarsten Boden für ein Engagement in der zeitgenössischen italienischen Frauenbewegung bei der UFN. Ihr programmatischer Laizismus stellte in dieser Hinsicht eine der wichtigsten Voraussetzungen dar. Wie die Pionierinnen der 1860er-Jahre, allen voran die Gefährtin Giuseppe Mazzinis, Sara Levi Nathan (1819–1882), hingen auch die jüngeren jüdischen Feministinnen häufig einem Antiklerikalismus und Antikatholizismus an, mit dem sie antilaizistischen wie antisemitischen Haltungen innerhalb intransigenter katholischer Kreise Paroli bieten wollten.⁷ Eines der zentralen Motive für den auffälligen, kontinuierlichen Zustrom von Jüdinnen zur UFN ist sicher ihre Orientierung an dem Konzept einer „politischen Philanthropie“, das Rignano Sullam auf der Grundlage des jüdischen Prinzips sozialer Gerechtigkeit (Zedaka, im Sinne religiöser Pflicht) entwickelt hatte.⁸ Anstatt sich auf bloße Spendentätigkeit zu beschränken, versuchten die Mitglieder der UFN, Wohltätigkeit mit moderner, auf neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen basierender Sozialarbeit zu verbinden und bedürftigen Menschen Hilfe zur Selbsthilfe zu bieten.

Die juristisch interessierte Nina Rignano Sullam las ausländische Zeitungen und Publikationen, verfolgte die zeitgenössischen Debatten über Frauenrechte und die Entwicklung der Sozialgesetzgebung über die Grenzen Italiens hinaus. Sie informierte ihre Mitstreiterinnen über Initiativen und Konzepte aus dem internationalen Diskurs, um mit ihnen das Potential

⁵ Zur UFN vgl. insbesondere Stefania Bartoloni: *Attraversando il tempo. Centoventi anni dell'Unione femminile nazionale (1899–2019)*. Rom 2019; Graziella Gaballo: *Il Nostro Dovere. L'Unione femminile tra impegno sociale, guerra e fascismo (1899–1939)*. Novi Ligure 2015.

⁶ Vgl. dazu auch Liana Novelli-Glaab: *Zwischen Tradition und Moderne. Jüdinnen in Italien um 1900*. In: Gudrun Jäger, Liana Novelli-Glaab (Hg.): „... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt“. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien. Berlin 2007, S. 110.

⁷ Vgl. Nattermann: *Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung* (wie Anm. 2), S. 129–149.

⁸ Vgl. Buttafuoco: *Nina Rignano Sullam* (wie Anm. 2), S. 151.

neuer Gesetze und Methoden zur Bekämpfung sozialer Missstände und zur Verbesserung des Bildungssystems innerhalb des eigenen nationalen Kontextes zu erörtern. Auch das akute Problem des Frauen- und Mädchenhandels wurde ein wichtiges Anliegen der Feministin; 1901 entstand im Rahmen der UFN das „Komitee gegen den weißen Sklavinnenhandel“. Das Angehen gegen die Verschleppung und Zwangsprostitution von Frauen und Mädchen und die Erörterung der sozialen Ursachen des globalen Problems bildeten bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts ein zentrales Projekt der italienischen Frauenbewegung im internationalen Zusammenhang. Es war dieser Bereich, in dem Rignano Sullam am stärksten ihre Identifizierung mit dem laizistischen Frauenrechtsdiskurs und gleichzeitig ihre Solidarität mit dem Vorgehen der italienischen jüdischen Gemeinden zum Ausdruck bringen konnte. Der Kampf gegen den Frauen- und Mädchenhandel stellte ein wichtiges Anliegen jüdischer Institutionen in Italien dar, über dessen Häfen die Geschäfte vielfach abgewickelt wurden. Tatsächlich entstand in den folgenden Jahren eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen den jüdischen Gemeinden Italiens, der Londoner Zentrale der *Jewish Association for the Protection of Girls and Women* und dem Komitee der laizistischen UFN.⁹ Die „politische Philanthropin“ Nina Rignano Sullam wurde so, auch dank ihrer ausgedehnten transnationalen Verbindungen, zum wichtigsten Bindeglied zwischen jüdischen und nichtjüdischen abolitionistischen Bewegungen in Italien.

Der Bruch des Jahres 1938

Mussolinis Machtübernahme im Oktober 1922 hatte zunächst keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Aktivitäten der UFN. In den Zwanzigerjahren und noch zu Beginn der Dreißigerjahre hatte die Frauenvereinigung auf dem Feld der Wohltätigkeit mit faschistischen Institutionen zusammengearbeitet. Anders als der *Consiglio Nazionale delle Donne Italiane* (CNDI) in Rom, der zunehmend von katholischen Aristokratinnen dominierte wurde, blieb die UFN dem Regime gegenüber jedoch kritisch eingestellt, was insbesondere seit Mitte

⁹ Vgl. Archiv der Unione delle Comunità Ebraiche Italiane (UCEI): Fondo „Attività del Consorzio delle Comunità Israelitiche Italiane fino al 1924“. Busta 4, fasc. 18: „Tratta delle bianche“.

der Zwanzigerjahre zu diversen Konflikten mit der Regierung und der 1920 gegründeten faschistischen Frauenorganisation, den *Fasci Femminili*, führen sollte.¹⁰

Anfang der Dreißigerjahre änderte sich die Situation. Die fortschreitende Ausgrenzung jüdischer Akteurinnen aus dem philo-faschistischen CNDI lief parallel zum langsamen, aber stetigen Ausschluss von Juden aus staatlichen Führungspositionen und nationalen kulturellen Vereinigungen. Der 1929 in Rom gegründeten *Accademia d'Italia*, einer kulturellen Institution zur Förderung der Wissenschaften, Literatur und Künste, wurde Anfang der Dreißigerjahre verboten, jüdische Gelehrte aufzunehmen. Die Regierung hielt die Präfekten dazu an, tendenziell alle jüdischen *Podestà*, die Bürgermeister, durch Nichtjuden zu ersetzen. Zwischen Ende 1936 und Anfang 1938 wurden nahezu alle Juden aus öffentlichen Ämtern entfernt, während die Presse ihre antijüdische Diffamierungskampagne verschärfte.¹¹ Der Erziehungsminister Giuseppe Bottai wiederum antizipierte die gesellschaftliche Trennung von Juden und Nichtjuden, indem er bereits im Februar 1938 die Universitäten dazu aufforderte, eine Liste aller italienischen und ausländischen Juden im Lehrkörper sowie unter ihren Studentinnen und Studenten zu erstellen. Die Weichen für die Verabschiedung der Rassengesetze waren bereits lange im Voraus gestellt, auch wenn sie vielen jüdischen Akteurinnen und Akteuren insbesondere aus der Rückschau „wie ein Blitz aus heiterem Himmel“ erschien.¹²

Nina Rignano Sullam bekam ebenfalls erst im Sommer 1938 eine Ahnung von dem bevorstehenden, massiven Angriff des faschistischen Regimes auf die jüdische Minderheit. Die UFN, deren hoher Anteil jüdischer Mitglieder allgemein bekannt war, geriet verstärkt ins Visier der faschistischen Führung. Die Turiner Sektion der Frauenorganisation wurde aufgrund der jüdischen Herkunft und „sozialistischen Tendenz“ ihrer Vorsitzenden Elisa Treves Anfang Juli 1938 unter dem Druck der faschistischen Partei mit Zustimmung des Innenministeriums kurzerhand aufgelöst. Zur gleichen Zeit entschloss sich

¹⁰ Vgl. Concetta Brigadeci: *Forme di resistenza al fascismo. L'Unione Femminile Nazionale*. Mailand 2001, S. 4–6.

¹¹ Vgl. Enzo Collotti: *Il fascismo e gli ebrei. Le leggi razziali in Italia*. Rom, Bari 2004, S. 40–57; Michele Sarfatti: *Grundzüge und Ziele der Judengesetzgebung im Faschistischen Italien 1938–1943*. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 83 (2003), S. 440f.

¹² Vgl. den Beitrag von Michele Sarfatti im vorliegenden Heft.

Nina Rignano Sullam dazu, einem erzwungenen Ausschluss und der drohenden Schließung der Mailänder Organisation durch einen freiwilligen Rücktritt zuvorzukommen. Am 3. Juli 1938 schrieb sie aus ihrem Ferienort Tremezzo einen langen Brief an den Vorstand der lombardischen Zentrale, in dem sie ihre Freundinnen und langjährigen politischen Weggefährtinnen um Verständnis für ihr freiwilliges Ausscheiden bat. Die gesundheitlichen Gründe, von denen sie sprach, dürften auch ihre Adressatinnen nicht überzeugt haben:

Liebe Vorstandsmitglieder und Freundinnen, die Einsamkeit ist eine gute Ratgeberin, und von Weitem sieht man die Dinge klarer. Ich habe mich davon überzeugen müssen, dass ich meinen Platz im Vorstand der Unione Femminile nicht mehr behalten kann. Die beinahe vierzig Jahre, die ich für sie arbeite, sind kein guter Grund zu bleiben, wenn ich nichts oder beinahe nichts mehr tun kann. Ich hoffte, dass meine Gesundheit mir erlauben würde, ein gewisses Gleichgewicht zu halten und erneut ein beinahe normales Leben zu führen, aber leider musste ich mich davon überzeugen, dass dies nicht sein kann. Euch von Weitem geistig zu folgen, mit Interesse und Zuneigung, die ich für diese Institution habe, die mir am Herzen lag und liegt, dies ja! [...] Mit Dankbarkeit für die Güte, die Ihr immer für mich hattet, umarme ich Euch.¹³

In der Zwischenzeit überstürzten sich die innenpolitischen Ereignisse. Seit dem 14. Juli 1938 wurde das „Manifesto della Razza“ verbreitet, das von einer Gruppe faschistischer Wissenschaftler unterzeichnet und vermutlich von Mussolini selbst mitverfasst worden war. Kernpunkt des Dokuments war die Behauptung, dass „die italienische Rasse arischen Ursprungs“ wäre und Juden nicht zur „italienischen Rasse“ gehörten. Die Degradierung der jüdischen Bevölkerung Italiens wurde mit pseudowissenschaftlichen Argumenten durchgesetzt. Am selben Tag fand eine Vorstandssitzung der UFN statt, bei der die Mitglieder den Austritt von Nina Rignano Sullam ausführlich diskutierten. Trotz einer drohenden Auflösung der Organisation durch das Regime hatten Mitglieder des

¹³ Archivio UFN: Nina Rignano Sullam an den Vorstand der UFN, 3. Juli 1938. Busta 1, fasc. 3: Atti originali e documentazione fondamentale (1905–1946).

Vorstands bis zum letzten Moment versucht, die Weggefährtin umzustimmen. Die Politik der UFN unterschied sich insofern gänzlich von der opportunistischen Strategie des CNDI, die bereits vor 1938 jüdische Frauen so weit wie möglich ausgegrenzt hatte. Das Ausscheiden Nina Rignano Sullams, der Seele der UFN, die die politische, soziale und kulturelle Ausrichtung der Vereinigung maßgeblich beeinflusst hatte, wurde von ihren Weggefährtinnen zutiefst bedauert:

Giovanardi sagt, dass sie Signora Rignano gegenüber heftig insistiert habe, angetrieben von Zuneigung, Achtung und Bewunderung ihrerseits und des gesamten Vorstands. Sie habe ihr den Wunsch der Vorstandsmitglieder übermittelt, eine Übereinkunft zu finden, die es Signora Rignano [...] erlauben würde, in ihrem Amt zu verbleiben, auch ohne spezifische Aktivitäten zu übernehmen, sodass die Unione nicht auf ihre wertvollen Vorschläge und ihren Rat verzichten müsse. Trotz allem hat Signora Rignano auf ihrer Entscheidung bestanden, aber versichert, dass ihre Gedanken immer bei der Unione sein würden.¹⁴

So endete im Juli 1938 die beinahe vierzigjährige Mitgliedschaft Nina Rignano Sullams in der UFN, die für sie weitaus mehr als eine Organisation dargestellt hatte. Sie war Teil ihres gesamten Lebens und Sinnbild ihrer humanitären Ideale gewesen. Dass sie mit ihrem freiwilligen Rücktritt der erzwungenen Auflösung der Organisation nur um wenige Monate zuvorkam, mag die Akteurin vermutet haben.

Die Zerstörung der *Unione Femminile Nazionale* und die Flucht in den Untergrund

Bereits im August 1938 fanden Verhandlungen faschistischer Führungskreise mit dem Vatikan statt, der einer diskriminierenden Gesetzgebung gegen Juden zustimmte, obwohl er sich in allgemeinen Stellungnahmen von dem offenkundigen Rassismus der antisemitischen Kampagne distanzierte. Anfang September wurden die ersten Maßnahmen verkündet, die unter anderem den Ausschluss von Juden – Lehrkräfte wie Schü-

¹⁴ Archivio UFN: Verbale della seduta del Consiglio, 13. Juli 1938. Libro Verbali 12 (1937 – 25. Juni 1947).

lerinnen und Schüler – aus staatlichen Schulen vorsah.¹⁵ Für alle Personen, die gemäß der Definition des faschistischen Regimes als Juden galten, setzte sich der Prozess der Entrechtung in den nächsten Wochen und Monaten unaufhaltsam fort. Die Phase zunehmender gesellschaftlicher Marginalisierung erreichte ihren Höhepunkt im November 1938, als Juden per Gesetz nicht mehr zur italienischen Nation gehörten, deren Aufbau ihren Vorfahren Freiheit und Gleichheit gebracht hatte.

Der Mailänder UFN, mitbegründet von Jüdinnen, stand nun das definitive Ende bevor. Zu lange hatte aus Sicht der Faschisten die sozialistisch und von jüdischen Feministinnen geprägte Vereinigung unter dem Deckmantel einer Wohltätigkeitsorganisation ihre Existenz im faschistischen Staat bewahren können. Erschwerend kam hinzu, dass sich im Vorstand kein einziges Parteimitglied befand. Der entscheidende Schritt zur Auflösung der Organisation ging von der Parteiführung aus. Am 7. Dezember 1938 wandte sich der Vize-Sekretär Adelchi Serena an das Innenministerium mit dem Hinweis, dass die „UFN Mailand weiterhin Aktivitäten durchführt, die eine Einmischung und einen Anachronismus vor allem auf dem Gebiet der von den Fasci Femminili koordinierten Wohltätigkeit für junge Arbeiterinnen darstellen“. Man solle daher die notwendigen Maßnahmen ergreifen, um die Frauenvereinigung aufzulösen.¹⁶

So wurde der bedeutendsten Organisation der frühen italienischen Frauenbewegung innerhalb weniger Wochen ein jähes Ende bereitet: Am 14. Dezember 1938 ordnete das Innenministerium an, die UFN zu schließen,¹⁷ am 31. Januar 1939 erließ die Mailänder Präfektur ein Dekret, dem zufolge die Zentrale der UFN aufzulösen und ihr Vermögen zu konfiszieren sei.¹⁸ Bei der Räumung des Hauses, das jahrzehntelang ein Zentrum des feministischen Engagements gewesen war, wurden etliche Objekte, Register und Aufzeichnungen zerstört. Am Ende bemächtigte sich der örtliche Fascio des Gebäudes

¹⁵ Vgl. Collotti: *Il fascismo* (wie Anm. 10), S. 69–71.

¹⁶ Archivio UFN: Adelchi Serena PNF Direttorio Nazionale an Ministero dell'Interno, 7. Dezember 1938. Busta 30, fasc. 345: ACS Ministero dell'Interno, DGPS, Divisione Affari Generali e Riservati, Fondo Associazioni (1912–1947).

¹⁷ So der Bericht der Mailänder Präfektur vom 26. Februar 1942. Ebd.

¹⁸ Vgl. Archivio UFN: Decreto del prefetto di Milano riguardo allo scioglimento dell'UFN, 31. Januar 1939. Busta 1, fasc. 5.

im Corso di Porta Nuova, um es als Nachtsyl und Arbeitsamt zu nutzen.

Nina Rignano Sullam, die sich zu jenem Zeitpunkt allein im kleinen ligurischen Ort Finalmarina aufhielt, hatte durch eine Mailänder Bekannte von dem entsetzlichen Vorfall erfahren. Zunächst bemühte sie sich, wie gewohnt Klarsicht und Fassung zu bewahren, konnte jedoch ihren Schmerz über das geschehene Unrecht nicht verbergen. Am 7. Februar 1939 schrieb sie an ihre langjährige Freundin und Kollegin Maria Giovanardi:

Ich war natürlich nicht überrascht: Seit langer Zeit waren wir auf diese Lösung gefasst. Aber die Realität ist immer anders als die Vorausschau, und die Trauer und Bitterkeit angesichts der Tatsache sind deshalb nicht weniger stark [...] ich versuche mir vorzustellen, was geschehen ist, und welches letzte Schicksal vielen, lieben Dingen bevorsteht! [...] Leb wohl, liebe Maria, es tut mir sehr leid, dass gerade Du das Gebäude begraben musst, das [wir] alle mit viel Mühe, Liebe und Anstrengung aufgebaut haben und das viele Jahre überdauert hat.¹⁹

Noch eindringlicher spiegelte sich Rignano Sullams Trauer über das Ende der UFN, dem Inbegriff ihres Ideals von Frauenemanzipation und sozialer Gerechtigkeit, in einem Brief wider, den sie zwei Wochen später an Giovanardi sandte. Zwischen den Zeilen findet sich die Kritik der Akteurin am Vorgehen der faschistischen Behörden und deren schändlicher Missachtung der humanitären Werte der Frauenvereinigung, derer sich Rignano Sullam in einem letzten kämpferischen Ausruf zu vergewissern sucht:

Während ich nochmals Deinen Brief lese, kommen auch mir die Tränen, ich spüre das Bedauern darüber, das mich in diesen Tagen häufig überkommt, dass ich in dieser Zeit des Leids weit weg von Euch war, dass ich nicht an der gemeinsamen Tortur teilhatte [...] Da ist der große Schmerz über [...] die Gleichgültigkeit, vielleicht das Unverständnis gegenüber vielen Anstrengungen, großem Enthusiasmus, [...] Glauben an Ideale, die wohl missver-

¹⁹ Archivio UFN: Nina Rignano Sullam an Maria Giovanardi, 7. Februar 1939. Busta 1, fasc. 5.

standen worden sind [...] In jedem Fall, liebe [Maria], wie schön und gut ist es gewesen, mutig bis zum letzten Moment die Arbeit fortzusetzen und in vorderster Linie zu sterben!²⁰

Die Mitgründerin und zentrale Protagonistin der UFN kehrte bis zu ihrem Tod 1945 nicht mehr dauerhaft nach Mailand zurück. Die Rassengesetzgebung hatte nicht nur sie selbst aus der italienischen Gesellschaft endgültig herausgedrängt, sondern auch die Institution und Netzwerke zerstört, die ihr Leben maßgeblich bestimmt hatten. Die tief verwurzelte jüdische Familienidentität Nina Rignano Sullams zeigte sich indessen darin, dass sie trotz ihrer pessimistischen Vorahnungen weder die Taufe gewählt hatte noch nach dem November 1938 einen Antrag auf „Entlastung“ – in der italienischen Amtssprache mit dem missverständlichen Ausdruck *discriminazione* bezeichnet – stellte, um den Repressalien des Regimes zu entgehen. Eine schriftliche Distanzierung von ihrer Herkunft und ihrem kulturellen Erbe kam für sie nicht in Frage. Auch die Emigration ins Ausland stellte für die beinahe 68-jährige kinderlose Witwe Anfang 1939 keine realistische Option mehr dar. Im Rückzug aus der lombardischen Metropole in die Einsamkeit der ligurischen Dörfer sah Rignano Sullam vermutlich die einzige Möglichkeit, ihre persönliche Integrität zu bewahren und gleichzeitig den diskriminierenden Maßnahmen des Regimes so weit wie möglich auszuweichen. Dass der Beginn des Zweiten Weltkriegs und die bevorstehende Verfolgung der italienischen Juden ihre Rückkehr nach Mailand bald endgültig verhindern würden, wusste Nina Rignano Sullam damals noch nicht. Nach der deutschen Besetzung Italiens im September 1943 musste sie mehrere Jahre im Untergrund zubringen; zunächst fand sie bei Mailänder Freunden, vermutlich aus den Kreisen der UFN, Zuflucht. Um diese auf Dauer nicht selbst in Gefahr zu bringen, tauchte die über 70-Jährige seit Ende 1943 wieder in verschiedenen Orten in Ligurien sowie in der Provinz von Como und Varese unter falschem Namen unter. Ihr bereits angegriffener Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends aufgrund der Entbehrungen und desolaten Lebensbedingungen. Sie starb am 26. Mai 1945, wenige Wochen nach der Befreiung, vereinsamt in Varese.

²⁰ Ebd., 23. Februar 1939.

Für Nina Rignano Sullam war ihre Mitarbeit in der *Unione Femminile Nazionale* Ausdruck ihres feministischen wie jüdisch-säkularen Selbstverständnisses und Engagements für die italienische Nation gewesen. Ihr Leben, das in einer Atmosphäre von Emanzipation und Laizismus begonnen hatte, endete in einer Zeit antisemitischer Verfolgung, des Krieges und der Vernichtung. Wie viele italienische Jüdinnen und Juden unterschätzte auch die Mailänder Feministin zunächst die unaufhaltsame Intensivierung der faschistischen Verfolgungsmaßnahmen, bis sie 1938 die Entrechtung der jüdischen Minderheit als tiefgreifenden Bruch ihrer eigenen Existenz erfahren musste. Die Exklusion der Akteurin aus der italienischen Gesellschaft ereignete sich parallel zur Zerstörung der UFN, deren Orientierung an Geschlechtergerechtigkeit, Laizismus und Sozialismus jüdischen Feministinnen seit Ende des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Handlungsraum eröffnet hatte. „Die Realität“ war nicht nur „anders als die Vorausschau“, wie Nina Rignano Sullam einst geschrieben hatte, sondern auch ungleich brutaler und fataler als sie jemals hätte voraussehen können.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Unione
Femminile Nazionale,
Milano (UFN)

Liana Novelli Glaab

„Immer wieder müssen wir neu anfangen“. Die vielen Wege der Familie Herzog

Emanuel Herzog, der Vater meiner Mutter, wurde 1892 in Skala im Habsburgischen Galizien als zweites von acht Kindern geboren. Fast alle seine Geschwister sind ausgewandert, nur sein Vater Josef Herzog, seine Mutter Rachel Sonnenfeld und seine Schwester Malka blieben und wohnten 1942 noch dort. Mein Großvater war als Jugendlicher wegen seiner Schulausbildung nach Czernowitz gezogen, wo es Gymnasien gab, und versuchte, sich dort allein mit Gelegenheitsarbeiten durchzuschlagen, doch er litt Hunger.

Ein Lehrer, der die Situation bemerkte und wusste, dass Emanuel auf sich allein gestellt war, vermittelte ihm die Möglichkeit, mehrere Stunden Privatunterricht zu erteilen. So ging es ihm bald besser. Unter den Privatschülern war meine zukünftige Großmutter Jetty Traubenberg, der er Mathematikstunden gab. Ihre Familie war vergleichsweise wohlhabend, ihr Vater hatte eine kleine Schneiderei. Es begann mit Mathematikunterricht, aber nach einer Weile konnte Jettys kleiner Bruder, der als Anstandsbegleitung bei den Stunden dabei war, den Eltern berichten, dass die zwei sich bereits duzten. Von dem Fortschreiten der Beziehung ist wenig überliefert, den Töchtern wurde nichts erzählt. Nur eine Schwester meiner Großmutter, die Jahre später zu Besuch kam, erwähnte, dass die beiden durchgebrannt seien: Danach befragt, beschränkte sich meine Großmutter auf ein wegwerfendes „Ach was!“, um weitere Nachfragen abzuwehren.

Sicher ist, dass mein Großvater 1916 sein Studium als Bergingenieur an der Hochschule für Berg- und Hüttenwesen in Leoben in der Steiermark abschloss, wo er und Jetty zusammenlebten. Geheiratet haben sie 1915, zwei Monate nach der Geburt ihrer ersten Tochter Dora, wie die Dokumente ausweisen, die mein Großvater hinterlassen hat.

Meine Großmutter war eine sehr fortschrittliche Person und gehörte dem jüdischen Frauenbund an. Sie besuchte sozia-

listische Veranstaltungen, zum Beispiel hatte sie in Czernowitz einen Vortrag von Bertha von Pappenheim gehört.

Mein Großvater war Freidenker. Obwohl beide aus frommen Familien kamen, hatten sie wie viele andere junge Juden Anfang 1900 nichts für die tradierte Lebensweise übrig. In den späteren Jahren, als sie sich ein komfortables bürgerliches Leben aufgebaut hatten, wurde jedoch nicht mehr von diesem Bruch gesprochen. Von meiner Großmutter konnte man manchmal etwas über die früheren Zeiten erfahren, sie ist ihren eigenen Vorstellungen immer treu geblieben. Mein Großvater hingegen hat mit den Jahren und den Ereignissen seine Einstellung verändert.

Nach seiner Staatsprüfung wurde mein Großvater im Ersten Weltkrieg einberufen, musste in der Österreichisch-Ungarischen Armee dienen und lag in den Schützengräben. Bis man erkannte, dass er wegen seiner extremen Kurzsichtigkeit untauglich war, vergingen drei Monate. Als deutlich wurde, dass er nicht simuliert hatte, wurde er nach Brno beordert, wo er und seine Frau in der jüdischen Gemeinde gemeldet waren. Dort kam 1917 meine Mutter Sarah zur Welt. Kurz darauf wurde meinem Großvater die Leitung eines Kohlebergwerks in Istrien angeboten.

So zogen meine Großeltern 1918 mit den zwei Kindern nach Istrien. Nach langer und schwieriger Reise erreichten sie schließlich ihr Ziel, Carpano (Krapan). Sie bauten sich eine neue Existenz auf. Der Großvater erhielt nun ein sicheres Gehalt, und sie mieteten sich ein Haus. Die lokale Bevölkerung bestand aus Bauern und Bergleuten, alle waren ausgesprochen freundlich. Es wurde eine weitere Tochter geboren, die den Namen Daisy erhielt (als Kurzform des jüdischen Namens Hadassa), und nach der Entbindung widmete sich die Großmutter dem Haushalt und dem Familienleben in neuer Umgebung.

Das Paar begann Italienisch zu lernen, mit den Einwohnern aber, die meistens nur Kroatisch sprachen, mussten sie sich in deren Sprache verständigen. So kamen zu der deutschen Muttersprache zwei weitere Sprachen dazu. Fast niemand dort verstand Italienisch, aber der Großvater sprach es konsequent mit den Kindern, denn nachdem Istrien als annektiertes Land zu Italien zählte, kamen die Grundschullehrer aus Italien und unterrichteten auf Italienisch.

Dass sie „anders“ als die meisten Einwohner von Stermazio waren, konnten die Töchter der Familie daran sehen, dass sie nicht in die Kirche gingen. Gelegentlich besuchten sie öffent-

liche katholische Feiern, weil ihre Eltern als Angehörige der lokalen Elite eingeladen wurden. An jüdischen Ritualen pflegten sie zu Hause den Schabbat am Freitagabend. Dabei aßen sie besondere Gerichte, und der Vater sprach die vorgegebenen Gebete. Zum Pessachfest soll gemäß der Tradition der jüngste Sohn die vorgegebenen vier rituellen Fragen stellen, der Großvater bedauerte deshalb jedes Jahr, dass er keinen Sohn hatte. Im Alltagsleben aßen sie nicht streng koscher, es wurde auch samstags gearbeitet, und es gab keine Synagoge, die sie hätten besuchen können. Mein Großvater hat die religiösen Pflichten nur erfüllt, soweit es am Ort möglich war. Meine Großmutter hätte gerne auch auf diese Rituale verzichtet. Ihrer Meinung nach – sagte sie im Vertrauen – war das Judentum eine Erfindung, die nur dazu diente, die Frauen mit besonders arbeitsintensiven häuslichen Pflichten zu belasten. Doch sie hatte Verständnis für ihren Mann und die Sehnsucht, die ihn bewegte, einige jüdische Rituale wiedereinzuführen.

Nachdem die Töchter die Grundschule absolviert hatten und eine weiterführende Schule besuchen sollten, zog die Familie nach Laurana, wo mein Großvater ein Haus kaufte. Er selber wohnte weiter in der Nähe des Bergwerks und kam nur am Samstagabend nach Hause.

Für seine Frau und die Töchter bedeutete der Umzug eine angenehme Veränderung. Die Töchter hatten Mitschüler aus gebildeten Kreisen und erhielten anregenden Unterricht in mehreren Fächern. Die Großmutter lebte wieder in einer Stadt und konnte dort Freundschaften knüpfen. Laurana lag am Meer, und im Sommer verbrachten dort viele Familien ihren Urlaub, darunter Deutsche und Österreicher, mit denen sie sich in ihrer Herkunftssprache unterhalten und einen Teil ihrer Identität wiederfinden konnte. Es gab in dem Ort auch einige jüdische Familien, darunter eine orthodoxe, wobei der Mann jedoch weniger streng war. Die vier Töchter des Großvaters hatten deshalb einmal erwogen, mit dem weniger religiösen Mann eine Abmachung zu treffen: Als sie ihn an einem Samstag in der Straßenbahn gesehen hatten, was für strenggläubige Juden verboten ist, wollten sie sich ein Eis von ihm ausgeben lassen und dafür seiner Frau nichts verraten. Auch wenn aus diesem Geschäft nichts wurde, ist die Episode bezeichnend für ihre Haltung zur Religion. Diese Haltung änderte sich auch später nicht, selbst als die Eltern meiner Großmutter zu Besuch kamen und bedauerten, dass die Kinder nicht richtig jüdisch erzogen wurden.



Durch die wachsende antisemitische Diskriminierung wurde den Schwestern Herzog ihre jüdische Identität immer bewusster. Meine Mutter hat mir später erzählt, worin sie das erste Vorzeichen dieser Entwicklung erkannte. Eines Tages im Sommer 1935 sahen sie und ihre Mutter eine befreundete Familie aus Deutschland, die jedes Jahr Urlaub in Laurana machte. Meine Großmutter lief ihnen freudig entgegen, um sie zu begrüßen. Sie schauten demonstrativ zur anderen Seite und gingen so schnell wie möglich vorbei, ein klares Zeichen ihrer Haltung. Ich fragte später, ob Mutter und Tochter über dieses Erlebnis sprachen, und erhielt als Antwort: „Nein, das war zu demütigend.“

1927 hatte die gesamte Familie die italienische Staatsangehörigkeit erhalten. Der Großvater arbeitete bereits seit Anfang 1920 im öffentlichen Dienst, da die Trifailer Kohlenwerke AG nach dem Krieg von der Arsa (Società Carbonifera mit Sitz in Triest) übernommen worden war. Er wirkte bis Juli 1929 als Direktor der Bergwerke, dann leitete er Bodenforschungen an verschiedenen Orten Istriens. Am 1. Juli 1936 wurde er Forschungsdirektor und eröffnete das neue Bergwerk von Sicciole, Sečovlje, bei Pirano in Slowenien. Danach wurde er nach Sardinien abgeordnet, wo er die geologischen Untersuchungen durchführte und zur Entdeckung wichtiger Kohlelager beitrug. Dieser schnelle Fortgang seiner Karriere wurde jedoch

1 Familie Herzog um das Jahr 1927/28. Ehepaar Jetty (geb. Traubenberg) und Emanuel Herzog mit den Töchtern Sarah, Dora, Daisy und Eva (v.l.n.r.)

durch die im November 1938 verkündeten Rassengesetze jäh unterbrochen.

Als seine Entlassung unmittelbar bevorstand, versuchte die Arsa, ihm zu helfen. Entsprechend kündigte mein Großvater bereits am 15. September 1938 im Einvernehmen mit dem Arbeitgeber. Im Kündigungsschreiben heißt es, er habe um Entlassung gebeten „per migliorare la sua posizione“ (um seine Stellung zu verbessern). So lautete die Formel, mit der verständnisvolle Arbeitgeber ihre jüdischen Arbeitnehmer auf deren Wunsch hin entließen, damit sie noch eine Abfindung erhielten, die sie sonst verloren hätten. Da die Arsa Geschäftsverbindungen nach Schweden unterhielt, organisierte der Großvater seine Abreise gen Norden. Den Abfindungsbetrag übergab er seiner Frau und den Töchtern, die nachkommen sollten, sobald er sich in Schweden etabliert hätte. Er erzählte später, dass er sich während der Reise einer Untersuchung unterziehen musste, um durch die Beschneidung seinen Status als jüdischer Flüchtling zu beweisen.

Die Familie war derweil nach Triest gezogen, wo meine Tante Eva das Gymnasium der Gemeinde besuchte, da die jüdischen Schüler und Lehrer aus den öffentlichen Schulen verbannt waren. Ihre Schwestern Dora und Sarah hätten ihr Studium fortsetzen können, da sie es vor Inkrafttreten der Rassengesetze begonnen hatten, aber sie verzichteten. Auch wäre es zu teuer gewesen, denn Sarah studierte in Padua und Dora in Venedig. Dort hatte sich Dora auch verlobt. Mein Großvater und meine Tante waren nach Venedig gefahren, als man erfahren hatte, dass Ehen zwischen Juden und Nichtjuden vor dem Inkrafttreten des Gesetzes noch möglich waren. Mein Großvater schlug vor, noch vorher zu heiraten. Doch als sie zurückkehrten, wurde nicht mehr davon gesprochen. Eine, wenn auch nicht vergleichbare Enttäuschung, erlebte auch meine Mutter. Ein Freund, mit dem sie eine Beziehung angefangen hatte, sagte ihr ganz ehrlich, dass es damit aus sei: „Du gefällst mir sehr, aber ich kann meine Beamtenlaufbahn nicht riskieren“. Diese Geschichte habe ich viel später in der Dissertation von Sandra Konrad gelesen, der ich ein Interview mit meiner Mutter vermittelt hatte. Konrad hat die Erfahrungen von drei Generationen von Jüdinnen verglichen, darunter diejenigen, die den Krieg in Europa erlebt hatten. Durch dieses Buch habe ich das erfahren, was meine Mutter uns nie erzählt hatte. Es war mir

peinlich, aber ich fragte sie, warum. Sie antwortete: „Es war zu demütigend.“¹

In Schweden bestellte man meinen Großvater in das italienische Konsulat, wo man ihm mitteilte, dass ihm die italienische Staatsangehörigkeit durch ein Dekret aberkannt worden war, das der König und Mussolini am 13. Dezember 1938 unterschrieben hatten. So verloren alle Juden, die die Staatsangehörigkeit nach 1919 erhalten hatten, die italienische Staatsbürgerschaft. Mein Großvater hatte sie 1927 bekommen, stellte aber trotzdem einen Antrag auf Rückgewährung, weil er bereits seit 1918 in Istrien lebte und der Meinung war, dieses Gesetz gelte nicht für ihn: Damals hatte Istrien zwar nur als „von Italien annektiertes Land“ gegolten, später aber auch als italienisches Staatsgebiet. Er hätte die Staatsangehörigkeit also eigentlich schon 1918 bekommen müssen.

Als Folge seines Antrages holte die italienische Regierung Informationen über die Familie Herzog von den Behörden in Triest ein. Im Rahmen einer Recherche, die ich dazu durchführen ließ, erhielt ich die Kopie des entsprechenden Briefs der Präfektur von Triest. Sie war der Argumentation meines Großvaters gefolgt und hatte die Familie im Übrigen als wohlhabend, politisch zuverlässig und moralisch untadelig beschrieben. Auffällig ist, dass die Heirat meiner Großeltern in das Jahr 1914 vorverlegt worden war, sodass ihr erstes, 1915 geborenes Kind als ehelich gelten konnte.

Dieser Brief nützte der Familie Herzog in Triest, denn so konnten alle dort weiter als italienische Staatsbürger leben, genau wie vorher. Mein Großvater aber erhielt die Staatsangehörigkeit nicht zurück, und als Staatenloser konnte er seine Familie nicht nach Schweden nachkommen lassen. Er war also gezwungen, seine Pläne zu ändern. So ließ er sich von seinem Bruder Jacob in die USA einladen. Die Reise war nur durch Sibirien möglich und voraussehbar langwierig. Seine schwedischen Freunde rieten ihm, viele billige Uhren zu kaufen, die er unterwegs gegen Essen eintauschen könnte. Tatsächlich überstand er auf diese Weise die dreimonatige Eisenbahnreise, schiffte sich dann ein und erreichte die USA nur noch mit den Kleidern, die er trug; selbst seinen Koffer hatte er abgegeben. Er wurde von seinem Bruder abgeholt und arbei-

¹ Sandra Konrad: „Jeder hat seinen eigenen Holocaust“. Die Auswirkungen des Holocaust auf jüdische Frauen dreier Generationen. Eine internationale psychologische Studie. Gießen 2007.

tete zunächst als Bergingenieur in Pennsylvania. Der Einwanderungsbehörde hatte er seine Zeugnisse und den Lebenslauf übermittelt. Später konnte er nach Washington umziehen, wo ihm die UNO eine Stelle als technischer Leiter angeboten hatte. Er hatte dort eine zweite, sehr erfolgreiche Karriere und leitete mehrere Forschungsprojekte in verschiedenen Ländern.

Bis zum 8. September 1943 war Briefverkehr möglich, und mein Großvater und seine Familie erhielten Nachricht voneinander. Er wusste, dass sie ausreichend Mittel zum Leben hatten und auch Kontakte und Beziehungen, die sie vor Verfolgung schützten. Meine Mutter gab privat Deutschunterricht, und einer ihrer Schüler war der Sohn eines „gerarca“, das heißt eines mächtigen Faschisten. Meine Tante Eva arbeitete als Privatlehrerin für die Kinder einer wohlhabenden Grundbesitzerfamilie. Die Herzogs hatten zwar etliche Freunde verloren, aber denjenigen, die ihnen blieben, waren sie daher umso dankbarer.

Bei den Bekanntschaften, die vor 1938 oder danach entstanden, spielte Dankbarkeit eine wichtige Rolle. Wer damals einer Jüdin treu zur Seite stand, der liebte sie wirklich. Die Geschichte der Beziehung meiner Eltern zeugt davon. Sie hatten sich in Laurana kennengelernt, wo mein katholischer Vater Guido seinen Urlaub verbrachte. Dass er sich verliebt hatte, erzählte er seinem Vater, der entsetzt war und sinngemäß antwortete: „Gerade in diesen Zeiten willst du etwas mit einer Jüdin anfangen?!“ Darauf antwortete mein Vater nicht mehr, traf sich aber weiter mit meiner Mutter, besuchte sie in Triest, bis sie sich schließlich verlobten und 1941 im Geheimen heirateten.

Zu dieser Zeit wohnte mein Vater in Turin. Als er zum Kriegsdienst eingezogen wurde, gab er der Pförtnerin eines Hauses in der Nähe seiner Wohnung Geld, damit sie die Post meiner Mutter für ihn dort aufbewahrte. Sein Vater und seine Schwester wussten bis 1944 weder von der Verlobung noch von der Heirat. Zuerst wollte er mögliche Versuche verhindern, ihn umzustimmen, später wollte er sie nicht beunruhigen. Zuletzt befürchtete er, sie könnten es nicht für sich behalten. Diese Ehe musste aber unbedingt geheim bleiben, da das Gesetz sie verbot. Meine Tante Daisy heiratete 1940 ebenfalls einen Katholiken, und die beiden Schwestern mussten die Regel befolgen, die die katholische Kirche für Mischehen vorschrieb. Da die zivile Wirkung der katholischen Ehe gemäß dem Konkordat von 1929 bei gesetzlich verbotenen



2 Ehepaar Sarah und Guido Novelli, undatiert

Ehen hinfällig war, wurden sie „in articulo mortis“, wörtlich im Augenblick des Todes, geschlossen. Im vorliegenden Fall bedeutete dies, dass die Ehe standesamtlich übertragen werden könnte, sobald die Lebensgefahr vorüber wäre. Am Tag vor der Hochzeit wurde meine Mutter getauft, empfing die Erstkommunion und wurde konfirmiert. Sie erklärte zwar, sie sei gar nicht gläubig, doch der Priester erwiderte: „Aber so hat es der Erzbischof angeordnet.“ Nach einer kurzen Hochzeitsreise kehrte mein Vater zu seiner Kriegseinheit nach Albanien zurück, und meine Mutter ging wieder nach Triest. Bis zum Sturz Mussolinis hatten sie nur schriftlich Kontakt. Am 25. Juli 1943, dem Tag, an dem der „Duce“ abgesetzt wurde, gratulierte ihr mein Vater zum Geburtstag und schrieb: „Ein besseres Geschenk hätte man Dir nicht machen können!“

Die Hoffnung auf eine Abschaffung der Rassengesetzgebung blieb jedoch zunächst vergeblich. Am 8. September desselben Jahres wurde schließlich der Waffenstillstand geschlossen. In Triest wusste man von der bevorstehenden Besetzung durch die Wehrmacht, die bereits an der Grenze stationiert war. Alle, die Grund dazu hatten, flohen so schnell sie konnten. Meine Mutter holte das ganze Geld, das sie noch auf der Bank hatte, die Schwestern besorgten Fahrkarten für sich und meine Großmutter, und am nächsten Tag fuhren sie ab, gen Süden, gedrängt in einem von verzweifelt Menschen überfüllten Zug.

Der Zug fuhr bis nach Bari, aber sie stiegen in Rimini aus, weil ihnen dort eine gute Freundin helfen konnte und weil sie



3 Gefälschte Papiere von Sarah Herzog mit Namenseintrag „Felicità Duca“, 1938

auf die Unterstützung meines Vaters angewiesen waren, der sich inzwischen in Turin aufhielt. Sie wohnten in einer kleinen Pension, bis ihr Geld fast aufgebraucht war. Sie informierten den freundlichen Pensionsbesitzer und erhielten folgenden Rat: Sie sollten zum Rathaus gehen, erzählen, dass sie Flüchtlinge aus dem gerade zerbombten Mailand wären, alles verloren hätten einschließlich ihrer Papiere. Dann würde die Stadt die Unterbringung für sie bezahlen.

So geschah es, und sie gewannen etwas Zeit, bis der Kontakt zu meinem Vater hergestellt werden konnte und sie das Geld erreichte, das er für die Reise nach Turin geschickt hatte. Zwar fuhr die Eisenbahn, aber mit vielen Unterbrechungen. Während einer Nacht im Hauptbahnhof von Mailand kontrollierten Wehrmachtssoldaten die Ausweise der Reisenden. Alle Herzogs hatten falsche Papiere, und die meiner Mutter waren besonders auffällig. Jeder konnte sehen, dass Name und Vorname ausstrahlt und ersetzt worden waren. So war aus Sarah Herzog „Felicità Duca“ geworden. Die Ausweise wurden mit der Lupe betrachtet und mit der Bemerkung „in Ordnung“ zurückgegeben. Später hat meine Mutter behauptet, niemand

hätte Lust oder Interesse gehabt, sie zu „entdecken“. Dabei hatte sie sicher Glück gehabt, doch ihr selbstsicheres Auftreten hatte wohl auch eine Rolle gespielt.

Sie traf ihren Mann in Turin. Seinen Aufenthalt dort verdankte er seiner Schwester. Sie hatte vor dem 8. September seine Beurlaubung vom Kriegsdienst in Albanien beantragt, damit er Konfirmationspate ihres Sohnes sein konnte. Dass die Beziehungen ihres Mannes – auch ein „gerarca“ – eine Rolle gespielt haben, bleibt eine Vermutung. Sicher wusste er, wie gefährlich die Lage in Albanien war, und tatsächlich sind nicht viele von dort unversehrt zurückgekommen.

Als Hauptmann der Artillerie wurde mein Vater von der neu ausgerufenen Italienischen Sozialrepublik („Repubblica Sociale Italiana“, RSI) einberufen. Gleichzeitig nahmen Partisanen, die er aus der Provinz Asti kannte und die um seine antifaschistische Haltung wussten, Kontakt zu ihm auf. Trotz seiner politischen Einstellung konnte er es sich nicht leisten, den Widerstand zu unterstützen. Desertion und Partisanenkampf hätten bedeutet, meine Mutter und ihre Familie zu gefährden und sie ohne Hilfe und Geld allein zu lassen. Also suchte er einen Mittelweg. Er meldete sich beim Fortbildungslehrgang der RSI in Turin und erklärte den Partisanen, die ihn aufgesucht hatten, seine Situation. Ihnen versprach er nach Möglichkeit logistische Hilfe als Artillerist, mehr konnte er zu dieser Zeit nicht tun. Er konnte nicht auf die monatlichen 8000 Lire Offiziersgehalt verzichten, die er für den Unterhalt der Familie brauchte. Die Familie hatte weder eine Wohnung noch Lebensmittelkarten, ihr Status war illegal und sie waren in ständiger Gefahr, als Jüdinnen entdeckt zu werden. Die Partisanen versprachen im Gegenzug, bei der Beschaffung glaubwürdiger Ausweise zu helfen. In der Tat besorgten sie gefälschte Pässe, ausgestellt in einem piemontesischen Standesamt mit den von ihnen angegebenen Daten. Viele norditalienische Kommunen stellten in zahlreichen Fällen echte, falsche Papiere aus. Diese Hilfe war besonders effektiv, da die Echtheit dieser Ausweise nicht angezweifelt werden konnte. Nach der Fortbildung trat mein Vater den Dienst in Treviso an, und meine Mutter zog in den kleinen Ort Rivoli in der Nähe von Turin. Mein Vater, dessen Elternhaus in Rivoli von der RSI bis Mitte 1944 requiriert worden war, hatte für sie Quartier bei einer Bäuerin gefunden, Frau Sampò, der meine Mutter ihr Leben lang dankbar bleiben sollte.

Frau Sampò war eine fromme Katholikin, hat aber nie versucht, meine Mutter zu bekehren. Als sie meine Mutter zum ersten Mal empfing, sagte sie: „Ihr Mann hat mir anvertraut, dass Sie in Gefahr sind: Haben Sie keine Angst, bei mir wohnen Sie sicher wie bei einer Schwester.“ Zeitweise lebte auch meine Tante Dora bei ihr, ansonsten hatte man für sie, ihre Schwestern und meine Großmutter noch eine Wohnung in Susa gefunden, einer Gemeinde in Piemont, zwanzig Kilometer von Rivoli entfernt. Das Geld, das sie benötigten, schickte mein Vater an eine gute Bekannte, die es meiner Mutter zukommen ließ. So schrieb meine Mutter beruhigende Berichte an meinen Vater. Er ging in Treviso einer eher sinnlosen Büro­tätigkeit nach, wie viele andere, die keine praktische Funktion mehr hatten. Das Ziel der RSI war es zu verhindern, dass ausgebildete Offiziere bei den Partisanen landeten, wie mir später ein Militärhistoriker bestätigt hat. Da mein Vater wenig zu tun hatte, schrieb er täglich lange Briefe an meine Mutter, die alle erhalten sind. Wegen seiner Lungenprobleme konsultierte er in dieser Zeit einen Arzt, der ihm zu einer Operation riet. So musste er kaum mehr seinen Dienst absolvieren, sondern konnte sich Untersuchungen unterziehen und operieren lassen. Schließlich ließ er sich bis zur Genesung beurlauben. Anfang 1945 traf er in unserem Haus in Rivoli ein, wo sein Vater und inzwischen auch meine Mutter lebten. Nun konnte er sie der Familie endlich als seine Frau vorstellen.

Am 25. April besetzte eine Wehrmachtseinheit das Haus. Der Kommandant wollte dort abwarten, bis sie sich den Alliierten ergeben konnten. Meine Mutter ging ihnen entgegen und erklärte, dass sie wegen ihres kranken Schwiegervaters nicht ausziehen könnten. Sie durften im Haus bleiben, allerdings nicht ausgehen, da die Partisanen von der Situation hätten erfahren können. Der Kommandant befahl, die vielen Lebensmittelvorräte, die sie hatten, auf dem Feld hinter dem Haus zu verbrennen. Die Soldaten gaben aber einiges davon meiner Mutter und der Köchin des Schwiegervaters, die tagelang angehalten wurde, Pfannkuchen für die ganze Truppe zu machen.

Selbstverständlich sprachen die Schwestern Herzog mit den Deutschen in ihrer Muttersprache. Sie wurden meist freundlich behandelt, denn die Besatzer spürten den Hass der sonstigen Bevölkerung, mit der keine Verständigung möglich war, und waren froh, auf Deutsch kommunizieren zu können. Meine Tante Eva, die immer wieder unter schwierigen Bedingun-

gen Reisen zwischen Susa und Triest unternahm, wurde oft in deutschen Lastwagen mitgenommen. In Triest wohnte sie versteckt bei ihrem Verlobten und der zukünftigen Schwiegermutter, wo auch ein jüdisches Paar, vermutlich aus Österreich, untergekommen war. Die Familie in Susa wohnte neben der Kaserne für die Wehrmacht. Tante Daisy unterhielt sich oft mit einem Offizier, und einmal erzählte sie ihm, dass sie nach Turin fahren musste, um ein Attest für ihren Mann abzuholen. Er riet ihr zur Vorsicht und freute sich, als sie zurückgekehrt war. Plötzlich kam ihr eine Idee, und sie fragte ihn: „Wenn es nicht gut gegangen wäre, hätten Sie mir geholfen?“ „In diesem Fall“, erwiderte er, „hätte auch der liebe Gott Ihnen nicht helfen können.“ Er hatte also die Lage verstanden, hätte sie aber nicht verraten.

Ende April erhielt meine Mutter weitere Einblicke in das Kriegsgeschehen. Zuerst hatte sie große Mühe, einen 18-jährigen Soldaten aus Dresden zu überzeugen, dass sie ihn in ihrem Keller nicht verstecken konnte, weil es sowohl für ihn wie für sie zu gefährlich gewesen wäre. Er weinte und sagte: „Ich will leben!“ Er tat ihr sehr leid. Sie hatte sich oft mit einem Offizier unterhalten, der große Sehnsucht nach Frau und Kind hatte: Sie hielt ihn für vertrauenswürdig und erzählte ihm, dass sie in der Radiosendung der BBC gehört hatte, wie die Engländer in den Konzentrationslagern Berge von toten Juden und Gefangenen gefunden hatten. „Ja“, erwiderte er, „das habe ich gewusst, es war eine schreckliche Notwendigkeit.“ Wie sie sich in ihm so hatte irren können, gab ihr zu denken. Anfang Mai fuhr die deutsche Einheit schließlich ab.

Meiner Tante Dora war es gelungen, meinem Großvater über das Rote Kreuz eine Nachricht zukommen zu lassen. Da die Post im geteilten Italien nicht mehr funktionierte, hatte er seit Ende 1943 nichts mehr von seiner Familie gehört. Bald erhielten sie einen sehr bewegenden Brief von ihm an meinen Vater, in dem er seine Dankbarkeit für die Rettung der ganzen Familie ausdrückte und versprach, ihn mit allem, was er besaß, zu entschädigen.

Meine Tante Eva konnte wieder frei in Triest leben. Dort erfuhr sie, dass eine Freundin sich bei ihrer früheren Pförtnerin wiederholt nach ihrem Wohnort erkundigt hatte. Da diese von den guten Beziehungen der Freundin zur deutschen Kommandantur wusste, hatte die Pförtnerin keine Auskunft gegeben. Meine Tante hatte sich offenbar sehr über den Charakter dieser Freundin getäuscht. Mein Onkel Franco war nach dem

Krieg Richter in Triest und hatte im Rahmen seiner Tätigkeit die Anzeige eines Nachbarn gegen die jüdische Familie Herzog gefunden. Sie hat überlebt. All die Juden aus Triest aber, die sich weder verstecken noch fliehen konnten, waren deportiert worden.

1945 ließen meine Eltern die religiös geschlossene Heirat standesamtlich übertragen. Mein Vater fand eine Stelle bei einer Versicherung in Turin. Sie blieben im Haus in Rivoli, und nun konnten sie, worauf sie bis dahin hatten verzichten müssen, ein Kind bekommen. Nach meiner Geburt 1946 bestieg meine Großmutter in Genua ein Schiff, das sie zu ihrem Mann nach Washington brachte, von dem sie acht Jahre getrennt gewesen war.

BILDNACHWEIS
Abb. 1-3 © Privatarhiv
Liana Novelli Glaab

Daniel Vogelmann

Schulim Vogelmann. Eine imaginäre Autobiografie meines Vaters¹

Für meine Enkeltöchter Alma und Shira

Ich wurde in einem Zug geboren, während die Stadt brannte. Der Zug fuhr von Tarnopol, wo meine Eltern, Nahum Vogelmann und Sissel Pfeffer, lebten, nach Przemyślany, zur Familie meiner Mutter. Beide Städte lagen im Osten Galiziens, der Provinz der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Meine Mutter muss direkt im Zug die Wehen bekommen haben. Es war der 28. April 1903. Natürlich erinnere ich mich nicht, was da brannte: Erst Jahre später hörte ich von dem großen Feuer. Auch insgesamt habe ich keine besonderen Erinnerungen an meine frühen Jahre. Ich erinnere mich nur daran, dass mein Bruder Mordechai, der etwas älter war als ich, Masern hatte. Und natürlich hat er mich sofort angesteckt. Mordechai war immer ein ruhiger Typ (später ist er dann Rabbiner geworden), ich war das Gegenteil von ihm. Während er im Bett lag, sprang ich im Zimmer herum. Neben Mordechai hatte ich noch eine Schwester namens Miriam.

Eines Tages, ich muss drei oder vier Jahre alt gewesen sein, sagte mein Vater zu mir: „Jetzt bist alt genug und musst in den Cheder [hebräisch: jüdische Religionsschule] gehen.“ Und so lernte ich meinen Melamed, den Lehrer, kennen. Er war ein alter Mann mit einer großen Nase. Ich erinnere mich an dieses Detail, weil ich eines Tages meine Finger in die Nase steckte und er das Gleiche tat (er steckte seine zwei großen Zeigefinger in seine zwei großen Nasenlöcher). Dann sagte er zu mir: „Sieht das vielleicht gut aus?!“ Von diesem Tag an habe ich nie wieder die Finger in meine Nase gesteckt.

Was habe ich im Cheder gelernt? Hebräisch zu lesen und zu schreiben. Ein wenig Tora und ein paar Seiten Pirke Awot [Sprüche der Väter]. Von diesen „Sprüchen“ habe ich immer besonders denjenigen geliebt, der Schmu'el Hakatan [Samuel

¹ Italienische Originalausgabe erschienen als Daniel Vogelmann: Piccola autobiografia di mio padre (Collana „Schulim Vogelmann“, 215). Florenz 2019.

dem Kleinen] zugeschrieben wird: „Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht ...“. Daran musste ich auch im Zug denken, der uns nach Auschwitz brachte und in dem ein bekannter faschistischer Jude unter uns war.

Unsere Familie war recht wohlhabend. Mein Vater hatte eine kleine Bank, die es uns erlaubte, bequem zu leben. Im Sommer fuhren wir in den Urlaub nach Italien, nach Grado. Wir sorgten sogar dafür, dass wir dort koscheres Fleisch aus Gorizia bekamen, denn unsere Familie war sehr gesetzestreu.

Und dann brach der Erste Weltkrieg aus. In der Nähe von Tarnopol war die Frontlinie. Die Russen hielten die Juden für feindliche Spione, weil sie treue Untertanen von Kaiser Franz Joseph waren und vielleicht auch, weil sie Jiddisch sprachen. Also deportierten sie sie nach Sibirien (eine alte russische Gewohnheit). So beschloss mein Vater, in die Hauptstadt des Reiches zu fliehen, nämlich nach Wien.

Wir nahmen etwas Geld mit, aber das Leben war trotzdem sehr bescheiden. Eines Tages wurde meinem Vater unter anderem die Brieftasche gestohlen; all das setzte ihm sehr zu. Ich wiederum besuchte eine Handelsschule, hatte aber keine guten Noten. Die meiste Zeit habe ich damit verbracht, ein bisschen zu schmuggeln (hauptsächlich Kartoffeln) und in den Zirkus zu gehen, den berühmten Zirkus-Busch. Da ich mir keine Eintrittskarte leisten konnte, schlich ich mich eine Stunde vor Beginn in das Zelt, versteckte mich in den Toiletten und kam erst beim ersten Trommelwirbel heraus. In Wien musste ich meine erste Tragödie erleiden: Meine liebe Mutter starb plötzlich an einer Blinddarmentzündung. Wie schön meine Mutter war, eine echte jidische mame. Sie war die unbestrittene Königin unserer Familie. Und ich habe noch nicht einmal eine Fotografie von ihr.

Dann endlich ging der Krieg zu Ende. Mein Vater und meine Schwester Miriam kehrten nach Galizien zurück, das nun zu Polen gehörte. Mein Bruder Mordechai ging nach Zürich, um seine Ausbildung als Rabbiner fortzusetzen. Und ich – ich war fünfzehn Jahre alt – beschloss, nach Palästina auszuwandern. Ich werde mich immer daran erinnern, wie mein Vater mich zum Wiener Südbahnhof begleitet hat. Er hatte Tränen in den Augen und sagte: „Was soll ich dir sagen? Mit Messer und Gabel zu essen? Ich sage dir nur eins: Sei ehrlich.“ Er umarmte mich. Ich sollte ihn nie wiedersehen.

Ich fuhr nach Triest, bestieg dort einen Dampfer, und nach ein paar Tagen kam ich in Haifa an. Von hier aus fuhr ich nach

Jerusalem, weil ich keine Lust hatte, Bauer in einem Kibbuz zu werden, wie es sich die Zionisten gewünscht hätten. Aber in Jerusalem war es fast unmöglich, eine Arbeit zu finden. Also trat ich in die britische Armee ein und erreichte bald den Rang eines Gefreiten. Aber auch die militärische Karriere war nichts für mich, sodass ich mich 1921 entschloss, nach Europa zurückzukehren. Ich dachte, ich würde in Deutschland versuchen, eine Tischlerei zu eröffnen.

Inzwischen war mein Bruder Mordechai Rabbiner geworden. Eines Tages traf er auf einer zionistischen Konferenz (er war ein zionistischer Rabbiner, in jenen Tagen eine ziemliche Seltenheit) Schmuël Zvi Margulies, den unvergesslichen Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde von Florenz und Direktor des dort ansässigen italienischen Rabbinerkollegs. Margulies überzeugte meinen Bruder, nach Florenz zu kommen, um Talmud am Kolleg zu lehren. Als Mordechai von meinen Absichten hörte, sagte er: „Aber was willst du denn in Deutschland? Komm mit nach Florenz!“

Und so traf ich Ende 1921 am Bahnhof Santa Maria Novella in Florenz ein. Ich nahm mir einen Wagen und ließ mich zur Piazza San Firenze bringen, wo sich eine koschere Pension befand. Nachdem ich meinen Bruder wiedergesehen und umarmt hatte, suchte ich mir ein Zimmer.

Nun ging es darum, eine Arbeit zu finden, was an sich schon nicht einfach war. Ich konnte nichts, sprach nur ein paar Sprachen, darunter Hebräisch. Die Suche wurde umso schwieriger, weil ich als gesetzestreuer Jude zu jener Zeit samstags nicht arbeiten konnte. Zum Glück kannte Rabbi Margulies einen anderen polnischen Juden, der sich in Florenz niedergelassen hatte: den bekannten Verleger Leo Samuel Olschki. Er stellte mich in seiner Druckerei Giuntina in der Via del Sole als Setzer ein und erlaubte mir vor allem, samstags nicht zu arbeiten. „Bravo Schulim“, kommentierte mein Bruder, „du hast eine ehrliche Arbeit gefunden, wie der Talmud sagt.“ Olschki schenkte mir Vertrauen, und so wurde ich 1928, im Alter von 25 Jahren, Leiter seiner Druckerei.

Ich arbeitete den ganzen Tag, aß im Milchladen und kehrte abends in mein Zimmer zurück, wo ich bei offenem Fenster zu schlafen pflegte. Ich hatte einige Freunde, hauptsächlich jüdische Studenten, die wegen des Numerus clausus an den Universitäten ihrer Länder nach Italien gekommen waren. Mit ihnen verbrachte ich meine Freizeit mehr oder weniger



1 Schulim und Sissel
Vogelmann, 1938

glücklich. Oft war ich im Freibad am Arno schwimmen. Und samstags ging ich in die Synagoge in der Via Farini.

Aber ich fühlte mich doch allein, nicht zuletzt, weil mein Bruder in der Zwischenzeit nach Polen zurückgekehrt war, wo er die Stelle als Oberrabbiner von Kattowitz angetreten hatte. Zugleich war die Zeit gekommen, eine Familie zu gründen, nur hatte ich in Florenz noch nicht die richtige Frau gefunden. Glücklicherweise lernte ich, wiederum durch meinen Bruder, den Rabbiner von Turin Dario Disegni kennen, der am Kolleg von Florenz studiert hatte.

Er stellte mich seiner Tochter Anna (Annetta) vor, die an einem Gymnasium Literatur unterrichtete. Wir mochten uns sofort, und, um es kurz zu machen, am 26. März 1933 heirateten wir. Dann, am 3. September 1935, wurde uns ein kleines Mädchen geboren, das wir Sissel Emilia nannten; Sissel nach meiner Mutter und Emilia nach Annettas Großmutter. Wie schön meine Sissel war!

Was wollten wir mehr? Wir hatten beide eine gute Arbeit, Annetta unterrichtete inzwischen an der Handelshochschule, wir hatten ein schönes Haus und vor allem ein bezauberndes kleines Mädchen. Doch im Herbst 1938 kamen die Rassegesetze. Annetta wurde von der Schule verwiesen, und dasselbe geschah mit Sissel. Zum Glück konnte ich weiter in der Druckerei Giuntina arbeiten. Der alte Olschki, bitter enttäuscht von denen, die ihn noch kurz zuvor mit Preisen und hohen Auszeichnungen geehrt hatten, ging in die Schweiz, wo er bald darauf starb. Annetta gab Privatstunden, und Sissel besuchte die kleine jüdische Schule, die auf dem Gelände der Gemeinde eröffnet worden war. Eine ganz besondere Schule, wenn man

bedenkt, dass die Lehrer oft angesehene Professoren waren, die aus der Universität geworfen worden waren. Wir waren Bürger zweiter Klasse geworden. Einige, die Weitsichtigsten – und vielleicht auch die Wohlhabendsten –, flohen ins Ausland: nach Amerika, Palästina oder in die Schweiz. Die meisten aber blieben in Italien, überzeugt, dass auch dies vorübergehen würde.

Dann beschleunigte die Geschichte ihren tragischen Verlauf: Im Juni 1940 trat Italien in den Krieg ein. Viele glaubten, er würde bald vorbei sein. Ich erinnere mich noch an die Rufe der Menschenmassen auf der Piazza della Signoria: „Siegen! Und wir werden siegen“. Aber drei Jahre später, am 25. Juli 1943, nach der Landung der Alliierten in Sizilien, brach der Faschismus unerwartet zusammen. Mussolini wurde verhaftet und durch Pietro Badoglio ersetzt. Dieser erklärte noch, der Krieg gehe weiter, aber er handelte bereits den Waffenstillstand mit den Alliierten aus. Wie vieles hätte sich in jenem August ändern können, wenn man den Italienern, vor allem den Juden und den Soldaten, in irgendeiner Weise gesagt hätte, dass sie sich retten müssen. So kam der 8. September. Der König floh, und die Deutschen marschierten in Italien ein. Aber wieder einmal zeigten die Juden zu Beginn den traditionellen Optimismus: „Keine Sorge, in Italien können die schrecklichen Dinge, die gemunkelt werden, nicht passieren. Und dann gibt es in Italien den Vatikan: Denken Sie, er würde es zulassen, dass uns Schaden zugefügt wird? Schlimmstenfalls werden wir in Deutschland arbeiten müssen – das wird kein Weltuntergang sein.“ Aber am 16. Oktober gab es die große Razzia im Ghetto von Rom: 1022 Juden wurden deportiert, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Und keiner rührte einen Finger. Jahrelang habe ich mich gefragt: Warum ist der Papst nicht, ganz in Weiß gekleidet, zum Bahnhof Tiburtina gegangen, um den Zug nach Auschwitz zu blockieren? Von diesen unglücklichen Menschen kehrten nur 15 zurück. Dann wurde uns allen klar, dass es auch für uns Italiener nichts mehr zu hoffen gab; eine große Fluchtwelle setzte ein. Viele versteckten sich auf dem Land, wo sie von großzügigen Familien aufgenommen wurden, die ihnen unter Einsatz ihres Lebens Unterkunft gewährten. Einige fanden bei treuen Freunden in den Städten Unterschlupf. Aber es gab auch Denunziationen. Ich beschloss, die Flucht in die Schweiz zu versuchen. Dank eines Kollegen von Annetta, des Rechtsanwalts Enrico Bocci, der später von den Nazi-Faschisten in der Villa Triste abgeschlach-



2 Annetta und Sissel
Vogelmann, 1936

tet wurde, kam ich in den Besitz einiger gefälschter Dokumente. Also nahmen wir alle drei den Zug nach Sondrio und fuhren Richtung Schweiz. Aber das Schicksal wollte es, dass wir entdeckt wurden (fragen Sie mich nicht, warum, wenn Sie nicht wollen, dass mein Herz bricht). Wir wurden verhaftet, zurück nach Florenz geschickt und in der Villa La Selva interniert. Von hier aus hätte ich leicht fliehen können, aber wie konnte ich Annetta und Sissel im Stich lassen? Nach ein paar Wochen in der Villa La Selva wurden wir in einen Personenzug verladen und in das Gefängnis

San Vittore in Mailand gebracht. Aus dem Zug hätte ich auch fliehen können, aber wie ich Ihnen bereits gesagt habe, konnte ich meine Lieben nicht im Stich lassen. Dabei musste ich den Deutschen auch noch als Dolmetscher dienen. Ich erinnere mich noch, so paradox das auch klingen mag, dass mich während dieser Reise am Bahnhof von Bologna ein deutscher Soldat ansprach und mir einen Apfel schenkte.

Nach ein paar Tagen in San Vittore wurden wir am 30. Januar 1944 auf den Waggon eines Güterzuges verladen, ohne zu wissen, wohin wir gebracht werden würden. Bei uns waren auch der junge Rabbiner von Florenz Nathan Cassuto und seine Frau Anna Di Gioacchino. Anna sollte überleben und in den gerade entstehenden Staat Israel auswandern, aber im April 1948 wurde sie durch eine tragische Ironie des Schicksals bei einem arabischen Angriff auf einen medizinischen Konvoi, zu dem sie gehörte, getötet. Liliana Segre, die im Januar 2018 vom Präsidenten der Republik Italien zur Senatorin auf Lebenszeit ernannt wurde, war mit ihrem Vater ebenfalls in diesem Zug nach Auschwitz.

Über diese Zugfahrt wird immer zu wenig gesprochen, vielleicht aus Scham. Ich würde sagen – und hier möchte ich Elie Wiesel paraphrasieren: „Ich werde diese Reise nie vergessen.“ Wir waren etwa vierzig Leute – so eng zusammengepfercht, dass wir uns kaum hinlegen konnten. Und dann der Hunger, der Durst, die Kälte, und die weinenden Kinder, die nach Atem ringenden alten Menschen, ein schrecklicher Gestank, und die Stunden, die Tage, die vergingen, ohne dass man uns etwas sagte: wahrlich das Vorzimmer zur Hölle. Nach sechs Tagen kamen wir in Auschwitz an. Wir waren in einem elenden Zu-

stand. Einige von den Älteren waren bereits tot. Fremde Personen in gestreiften Uniformen grüßten uns mit Knüppeln, und SS-Männer mit Schäferhunden drängten uns zu einem Tisch, wo ein hochmütiger Arzt einige nach rechts und viele nach links schickte, alte Menschen, Frauen, Kinder. Hier sah ich zum letzten Mal meine Frau und mein kleines Mädchen, die (wie ich später erfuhr) sofort in die Gaskammern gebracht wurden. Aber das wusste ich damals zum Glück noch nicht, auch wenn ab und zu eine „alte Nummer“, also ein Häftling, der lange vor mir angekommen war, auf meine quälenden Fragen nach dem Schicksal von Annetta und Sissel antwortete: „Siehst du den Rauch? Deine Lieben sind da oben.“ Aber ich wollte es nicht glauben! Tatsächlich sagte ich zu mir: „Schulim, du musst für sie weiterleben!“

Nachdem ich mit der auf meinen linken Unterarm tätowierten Nummer 173484 registriert worden war, passierte ich die Quarantäne. Wir bekamen fast nichts zu essen, dafür aber viele Schläge. Ich verstand sofort, dass die „Ration“ nicht zum Überleben reichte und wir uns deshalb etwas ausdenken mussten, um ein wenig mehr Nahrung zu finden („organisieren“ war das Wort). Ich hingegen hatte im Vergleich zu anderen, vor allem den armen Italienern, Glück, denn ich konnte auch Deutsch und Jiddisch, sowie ein bisschen Polnisch. Ich erinnere mich, dass ich eine halbe Ration Brot (und Brot war, wie Primo Levi schrieb, in Auschwitz Blut) für ein polnisches Grammatikbuch verkauft habe, weil die Kapos oft Polen waren. Damals war ich zwar nach Auschwitz-Maßstäben alt, ich war schon 41. Aber ich hatte einen kräftigen Körperbau, und vor allem war ich ein *Facharbeiter* [im Original auf Deutsch], ein Drucker. So rief mich eines Tages ein SS-Mann zu sich und sagte: „Wenn es stimmt, was auf der Transportliste steht, bist du ein Drucker.“ „Natürlich, Herr Unteroffizier“, antwortete ich. „Dann wirst du in das Lager Plaszow verlegt.“ Und dort wurde ich beauftragt, gefälschte britische Pfundnoten zu drucken, die die Bank of England in die Krise stürzen sollten. Es war eine andere Welt: Man bekam ein bisschen mehr zu essen, und vor allem war es warm. Dann entdeckte ich in Plaszow, dass viele Häftlinge nach Krakau in die Küchengerätefabrik eines gewissen Oskar Schindler verlegt wurden, um dort zu arbeiten. Es gelang mir, auch dank meiner Polnischkenntnisse, mich unter diese Arbeiter zu mischen. So kam ich auf Schindlers Liste. Inzwischen waren die Russen nahe, und die Deutschen begannen, „Todesmärsche“ zu organisieren, um die

wenigen überlebenden Häftlinge in die Lager in Deutschland zu bringen. Viele starben bei diesen schrecklichen Märschen. Aber Schindler schaffte es – indem er den Kommandanten von Plaszow, Amon Göth, mit all dem Geld, das er noch hatte, bestach –, „seine“ Juden nach Brännlitz (Brněnec) in das Reichsgau Sudetenland zu bringen. Und so wurden wir im Mai 1945 (die besten Tage meines Lebens!) befreit.

Ich hatte Glück, denn zusammen mit ein paar anderen Überlebenden konnte ich mich gleich auf den Weg nach Italien machen. Zu Fuß. Eines Tages wurden wir von Dieben überfallen. Ich zeigte ihnen meine Nummer, und sie gingen weiter. Dann kam ich endlich in Tarvisio an, wo ich von einer florentinischen Freundin herzlich empfangen wurde: Matilde Cassin. Zunächst hatte sie mich gar nicht erkannt. Ich wog etwa vierzig Kilo. Dann kam ein Soldat von der jüdischen Brigade und fing an, alle zu fragen: „Ist hier ein gewisser Vogelmann?“ „Das bin ich“, antwortete ich. Er sagte: „Ich soll dir fünfzig Dollar von deinem Bruder Mordechai geben.“ Ich vergaß zu erwähnen, dass es Mordechai gelungen war, mit seiner Frau Bella Lau und seiner kleinen Tochter Lea Noemi nach Palästina zu fliehen. Mein Bruder hatte in der Tat „Glück“ gehabt, denn kurz vor Kriegsausbruch wurde er in Kattowitz auf offener Straße geohrfeigt. So wurde ihm klar, dass er Polen unbedingt verlassen musste. Am ersten Tag des Krieges, als deutsche Flugzeuge bereits die Stadt bombardierten, beschlossen er und seine Frau, dass sie keine Zeit mehr zu verlieren hatten. Nach einer unglaublichen Irrfahrt erreichten sie Kostanza an der rumänischen Küste des Schwarzen Meeres. Von dort schifften sie sich nach Haifa ein. Mein Vater hingegen war 1942 gestorben (eines natürlichen Todes!); somit konnte er noch auf einem jüdischen Friedhof begraben werden. Meine Schwester Miriam, ihr Mann, ein Rabbiner, und deren Tochter, die wie meine Tochter Sissel hieß, sind in der Schoa angekommen.

Von Tarvisio kam ich nach Mailand und wurde in die Via dell'Unione 5 geschickt, wo die Überlebenden untergebracht waren. Ich hätte nach Florenz zurückkehren sollen, aber ich hatte keine Lust dazu. Ich versuchte herauszufinden, ob Annetta und Sissel noch am Leben waren, auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt kaum daran glaubte. Und tatsächlich erfuhr ich einige Wochen später vom Roten Kreuz, dass sie noch am Tag ihrer Ankunft in Auschwitz, am 6. Februar 1944, ermordet worden waren.

Schließlich kehrte ich doch nach Florenz zurück. Ich ging sofort in die Druckerei Giuntina und wurde wie ein „Held“ empfangen: Alle weinten und umarmten mich. Es erschien sogar ein kleiner Artikel in der Florentiner Tageszeitung *La Nazione*, in dem ich willkommen geheißen wurde. Jetzt ging es darum, wieder mit dem Leben zu beginnen. Ich wollte wieder auferstehen nach diesem Tod. Zum Glück verbietet das Judentum den Selbstmord. ... Aber, apropos Judentum, nach Auschwitz hatte ich den Glauben meiner Väter gänzlich verloren, auch wenn ich mich nach diesem tragischen Erlebnis sehr jüdisch fühlte.

Ich stürzte mich ganz in die Arbeit, verbrachte die ganze Zeit in der Druckerei, um nicht nachdenken zu müssen. Aber nachts in meinem kleinen Zimmer fiel es mir sehr schwer, einzuschlafen. (Ich hatte unsere Wohnung verlassen, die zu sehr mit Erinnerungen gefüllt und in die auch ein „Junge aus Salò“ eingebrochen war.) Ich gestehe, dass ich manchmal etwas zu viel getrunken habe, gebracht hat es aber nichts. Viel geweint habe ich und mich vergeblich gefragt, warum diese große Tragödie passiert war. Warum waren wir auf diese schreckliche Weise „bestraft“ worden? Und warum war gerade ich, unter so vielen anderen, gerettet worden?

Zuerst erzählte ich den anderen, was ich gesehen und erlebt hatte, aber ich hatte das Gefühl, dass sie es gar nicht hören wollten; oder sie glaubten es einfach nicht. Oder sie sagten: „Es reicht jetzt. Der Krieg ist vorbei. Wir müssen an die Zukunft denken.“ Ganz zu schweigen von jenem Bekannten, der zu mir sagte: „Reden Sie nicht mit mir über die Deutschen! Die haben meinen Hund getötet.“

Aber wie durch ein Wunder lindert die Zeit nach und nach die Schmerzen, auch wenn sie nie ganz verschwinden. Eines Abends – in der Gemeinde sollten die Chanukka-Lichter angezündet werden – brachte mich ein Freund dazu mitzukommen, obwohl ich gar keine Lust hatte. Ich erinnerte mich noch zu gut daran, wie ich mit Annetta und Sissel die Chanukka-Kerzen angezündet hatte. Dann begegnete ich dort einer jungen Frau, Albana Mondolfi, Witwe und Mutter eines siebenjährigen Jungen mit dem seltsamen Namen „Guidobaldo“. Sie erzählte mir, dass sie gerettet worden war, indem sie zusammen mit ihrem Sohn, ihrer Mutter Daria und der treuen Haushälterin Gilda, die zwar keine Jüdin war, aber die Familie nicht verlassen wollte, in einem Kloster versteckt worden war. Aus irgendeinem mysteriösen Impuls heraus sagte

ich sofort zu ihr: „Wir werden heiraten.“ Offensichtlich hatte ich das Gefühl, dass dies die einzige Chance für mich war, mein Leben neu aufzubauen. Zuerst musste ich jedoch die Erlaubnis von Rabbi Disegni, Annettas Vater, einholen. Ich erinnere mich noch gut an unsere Begegnung in der Via dei Rondinelli. Er sagte weinend zu mir: „Was willst du von mir hören? Es ist dein Leben.“ Annettas Brüder waren eher perplex, aber ich fühlte, dass ich nicht warten konnte, weil ich schon 43 war. Und so haben wir im Juni 1947 geheiratet. Jetzt waren wir zu dritt: Albana, Guidobaldo und ich. Albana war eine außergewöhnliche Frau, und es gäbe so viel über sie zu sagen. Als es das Schicksal so fügte, dass wir uns begegneten, war sie jung, schön und vor allem voller Leben. Ohne sie hätte ich nicht wiedergeboren werden können. Und Guidobaldo? Er sprach wenig und aß wenig; aber das war nicht verwunderlich bei allem, was er durchgemacht hatte: den Tod seines Vaters wenige Tage vor dem 8. September und dann das Verstecken im Kloster (er hatte auch seinen neuen „arischen“ Namen auswendig lernen müssen: Giuseppe Dalmasso). Und was sollte er dann von diesem neuen „Vater“ halten? Bald verspürten sowohl Albana als auch ich den Wunsch, gemeinsam ein Kind zu bekommen, um unserer Ehe einen Sinn zu geben. Und so kam am 28. Mai 1948 Daniel auf die Welt. Wie Sie sich vorstellen können, war ich sehr aufgeregt: Ich hätte nie gedacht, dass ich noch ein Kind haben könnte, ein jüdisches Kind, wo doch ein paar Jahre zuvor alle jüdischen Kinder hatten sterben müssen.

So vergingen die Jahre. In der Zwischenzeit hatte ich zusammen mit einem Partner, Guido (Guidino) Dalla Torre, die Druckerei Giuntina gekauft. Dann starb Guido plötzlich an einem Herzinfarkt, und ich kaufte seine Anteile von seiner Witwe und wurde alleiniger Besitzer der Druckerei. Wie Sie sich vorstellen können, stürzte ich mich kopfüber in die Arbeit. Und, ich muss sagen, ich führte die Firma auch mit bemerkenswerten wirtschaftlichen Ergebnissen. Da ich jedoch von morgens bis abends, einschließlich Samstag und Sonntag, arbeitete, habe ich meine Familie ziemlich vernachlässigt, und das bereue ich. So habe ich, zum Teil auch wegen meines Alters, zum Teil aus anderen Gründen, kaum mit Daniel gespielt. Guidobaldo heiratete dann Milka, die Tochter des Rabbiners von Florenz, Fernando Belgrado, und so verließ er sein Zuhause. Er gründete eine Familie und trat sofort in die Druckerei ein. Daniel war sehr gut in der Schule, gewann sogar einen

Preis nach einem ausgezeichneten Abitur. Aber als er sich für einen Beruf entscheiden musste – ich ließ ihm völlig freie Hand –, fiel er in eine schwere Depression. Das konnte ich nicht verstehen. Ich möchte mich nicht mit seiner Krankheit aufhalten, die uns alle betrübt hat. Glücklicherweise verlor er nie oder fast nie seinen starken Sinn für Humor, was in diesen traurigen Jahren sicherlich hilfreich war. Ich wusste nicht, wie ich ihm helfen sollte, aber am Ende wurde mir klar, wie sehr er litt, und eines Tages ertappte ich mich dabei, wie ich zu ihm sagte: „Jetzt verstehe ich, du leidest ja mehr als ich in Auschwitz.“ In dieser Hinsicht frage ich mich manchmal, ob es richtig war, nicht mit ihm über alles zu sprechen, was mir widerfahren ist. Aber ich wollte ihn nicht verstören, ich wollte ihm kein so grausames und einseitiges Bild vom Menschen vermitteln. Doch dann war ich es vielleicht auch, der keine Lust hatte. Erst jetzt ist mir klar geworden, dass Schweigen viel mehr wehtun kann als Sprechen.

Nach ein paar Jahren der Behandlung, die nicht immer wirklich effektiv war, verliebte sich Daniel in ein Mädchen namens Vanna. Es ist nicht so, dass ich zweifelte, ob sie ihn liebte, aber sie war keine Jüdin, und so war ich gegen die Heirat, auch wenn sie sich dazu bereit erklärte zu konvertieren. Ich dachte an meine Enkelkinder, an die Vogelmanns, und fürchtete, die Großeltern mütterlicherseits würden ihre Köpfe mit Weihnachten und dem ganzen Rest füllen; aber so kam es gar nicht. Ich gestehe, dass dies der größte Irrtum meines Lebens war, denn Vanna sollte sich als eine große Hilfe für Daniel erweisen, um nicht zu sagen, dass sie ihm das Leben gerettet hat. Als sie dann im Tempel von Florenz heirateten, war ich schon gestorben. Aber mein Bruder Mordechai kam extra aus Israel. Und dann wurde 1978 Shulim geboren (er wurde nach mir benannt, nur ohne den Buchstaben c). Und schließlich gründete Daniel 1980 den jüdischen Verlag Giuntina. Als erstes Buch veröffentlichte er *Die Nacht* von Elie Wiesel, und die Reihe, in der das Buch erschien, widmete er mir. Die Arbeit half ihm sehr, obwohl er gerne Schriftsteller geworden wäre. Tatsächlich hatte er mit zwanzig Jahren ein paar kleine Lyrikbände veröffentlicht, die auch einen gewissen Erfolg gehabt hatten. Aber seine besten poetischen Stücke, zumindest für mich, waren fünf kleinen Gedichte für Sissel. Daniel kannte Sissel gar nicht, aber er sprach immer mit einer bewegenden und unglaublichen Zuneigung von ihr: Dank ihm lebt Sissel in vielen Herzen weiter. Ich bin jetzt so stolz auf ihn!

Als ich mich meinen Siebzigern näherte, dem Alter, in dem König David starb, begann ich mich müde zu fühlen. Ich litt auch an Depressionen, wenngleich nicht besonders schwer. Ich sagte mir: „Ich habe Auschwitz überlebt, ich werde auch das überleben.“ Und so kam es.

Aber dann hörte mein krankes Herz, ich hatte schon mehrere Herzinfarkte erlitten, schließlich auf zu schlagen, und ich starb. Es war der 9. Juni 1974.

Ein paar Monate zuvor, nachdem ich zum ersten Mal *Ist das ein Mensch?* von Primo Levi gelesen hatte (möglicherweise sind wir uns sogar in Auschwitz begegnet), hatte ich beschlossen, selbst ein Buch zu schreiben. Aber Auschwitz wäre nur ein Kapitel gewesen! Ich hatte sogar an einen möglichen Titel gedacht: *Schulim erzählt* oder *Der Mann mit dem Koffer*. Mir blieb jedoch keine Zeit mehr, es zu vollenden. Ich hatte nur einen Entwurf geschafft. Das Buch sollte so beginnen: „Ich wurde in einem Zug geboren, während die Stadt brannte.“ Und Sie können sich vorstellen, wie bewegt ich war, als ich erfuhr, dass mein Enkel Shulim ein wunderschönes Buch über seine Jahre in Israel mit dem Titel *Während die Stadt brannte* verfasst hat.

Obwohl ich noch viele Dinge zu sagen hätte, möchte ich hier aufhören. Ich habe mich immer als *isch anaw* betrachtet, als einen einfachen Mann, einen bescheidenen Mann.

Das ist, kurz gesagt, mein Leben auf dieser Erde gewesen. Ich möchte nur hinzufügen, dass das Wort, das ich mein ganzes Leben lang immer wiederholt habe, besonders in meinen dunkelsten Stunden, und sogar kurz vor meinem Tod, paradoxerweise das arabische Wort für „es ist geschrieben“ war: *maktūb*. Aber ich glaube, ich werde wohl nie erfahren, ob es jemanden gibt, der schreibt, was das Schicksal der Menschheit ist, oder ob das Ganze nur Zufall ist.

Und was soll ich Ihnen zum Schluss sagen? Einfach dies: „Ich habe das Leben immer geliebt.“

Aus dem Italienischen von Ulrich Wyrwa

Jacob Leib Teicher (1904–1981). Zwei Briefe aus dem Exil (1938 und 1945)

Mit einer Einführung von Anna Teicher

Als im September 1938 die ersten Maßnahmen der italienischen Rassengesetzgebung verkündet wurden, befand sich Jacob Leib Teicher, ein polnisch-jüdischer Gelehrter für arabische und jüdische Philosophie, außerhalb Italiens, jenem Land, in das er 15 Jahre zuvor als junger Student gekommen war. Er hatte gehofft, dort einen Weg aus der antisemitischen Diskriminierung an den Universitäten Mittel- und Osteuropas zu finden und eine akademische Karriere machen zu können. Die „Politik der offenen Tür“ der faschistischen Regierung gegenüber ausländischen Studenten hatte es ihm ermöglicht, an der Universität Florenz Philosophie zu studieren. In dieser Zeit entwickelte sich seine lebenslange Freundschaft mit zwei Studienkollegen, dem Philosophen und Philosophiehistoriker Eugenio Garin (1909–2004) und dessen künftiger Frau Maria Soro (1908–1998). Ihnen schrieb er die hier abgedruckten Briefe.

Teichers wissenschaftlicher Ertrag war in den Jahren nach seinem Staatsexamen 1928 bemerkenswert, jedoch blieb ihm eine Stelle an einer italienischen Universität versagt, da er, wie viele andere ausländische Juden Mitte der Dreißigerjahre, die italienische Staatsbürgerschaft nicht erwerben konnte. In diesem akademischen Schwebestadium brach Teicher zu einer kurzen Studienreise nach England auf. Während er dorthin unterwegs war, wurden in Italien die Rassengesetze erlassen, die auch die Vertreibung ausländischer Juden aus Italien einschlossen. Sein Aufenthalt in London verlängerte sich nun auf unbestimmte Zeit, und so versuchte er, sich an die neue, unvorhergesehene Realität anzupassen und sich zum zweiten Mal in einem neuen Land und in einer neuen Sprache zurecht-



1 Jacob Leib Teicher
(1904–1981)

zufinden. Der Brief, den Teicher Ende November 1938 an Eugenio und Maria Garin schrieb, ist ein ausdrucksvolles Zeugnis sowohl seiner tief empfundenen seelischen Qualen als auch der praktischen Schwierigkeiten, die der ungeplante Aufenthalt nach sich zog. Teicher verbrachte die ersten Kriegsjahre als vertriebener Gelehrter in Oxford; Mitte 1943 zog er nach London, wo er als Sekretär eines jüdischen Abgeordneten im Nationalrat der polnischen Exilregierung tätig wurde.

Nach Kriegsende nahm er sofort wieder Kontakt zum Ehepaar Garin auf. In seinem Brief vom Mai 1945 schilderte er den Freunden seine Kriegserfahrungen und erörterte die schwierige Frage einer möglichen Rückkehr nach Italien, das Land, das einen so tiefen Einfluss auf seine intellektuelle Entwicklung gehabt hatte.¹ Im darauffolgenden Jahr erhielt Teicher eine Dozentur für Rabbinische Literatur an der Universität Cambridge und blieb so für den Rest seines Lebens in England, während seine Verbundenheit mit Italien auch im Laufe der Zeit niemals geringer wurde.

Aus dem Englischen von Ruth Nattermann

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Privatarshiv Anna
Teicher

Jacob Teicher an Eugenio und Maria Garin
British Museum, Reading Room, [London] WC1, 24. XI. [1938]²

Ihr Lieben,

wahrscheinlich haben die Bücher aus der National- und der Universitätsbibliothek mittlerweile ihr Ziel erreicht. Ich habe noch einige aus der Philosophischen Bibliothek ausgeliehene Bücher, aber da nächsten Monat eine Bekannte von mir nach Italien reist, werde ich ihr die Bücher für die Rückgabe anvertrauen, ansonsten schicke ich sie Euch per Post zu. Hier ist alles unverändert, ich habe keine greifbaren Ergebnisse in den

¹ Der Herausgeber und die Herausgeberin danken dem *Centro Archivistico, Scuola Normale di Pisa*, für die Genehmigung des Abdrucks der Briefe Jacob Teichers (24. November 1938 und 29. Mai 1945) in deutscher Übersetzung.

² Anmerkungen von Anna Teicher; kursive Erläuterungen vom Übersetzer.

Händen. Hier sind besondere Gaben erforderlich, um zügig voranzukommen, und leider (oder Gott sei Dank!) fehlen sie mir, deshalb ist mein Weg härter und beschwerlicher. Auch die Aussicht auf den größeren Ruhm, der folgen wird (!?!), vermag den Geist nicht nennenswert zu locken und ihn aus dem zwangsläufigen Elend der gegenwärtigen Stunde hin zu einer helleren Zukunft zu führen. Beim erneuten Lesen dieses letzten Satzes scheint es mir, dass ich ein Zeitgenosse der Viktorianischen Epoche geworden bin (der Stil macht es!). Um die Zeit nicht zu vergeuden, oder besser gesagt, totzuschlagen, habe ich begonnen, die Arbeit über den Begriff der Zeit bei Averroes (vielleicht erinnert Ihr Euch an meinen letzten Vortrag in der Philosophischen Bibliothek)³ auf Englisch zu schreiben. Darüber hinaus habe ich ein ehrgeiziges Projekt im Kopf. Ich möchte diese Studie über die Zeit mit drei oder zwei anderen Aufsätzen zusammenführen: erstens mit jener über den Begriff der Geschichte in seinen frühesten, noch kindlichen Formen unter den arabischen und jüdischen Philosophen, zweitens mit der über den Einfluss jüdischen Denkens im England des 17. Jahrhunderts!⁴ und schließlich drittens mit einer englischen Neufassung meines Aufsatzes über die cartesianischen Denkanstöße.⁵ Diese Aufsätze zusammenzufassen und in einem Buch zu veröffentlichen, scheint mir theoretisch keine schlechte Idee zu sein, aber für die praktische Umsetzung, was für eine Schwierigkeit! Ich bin hier ein „berühmter Unbekannter“: berühmt, weil in Kürze mein Anzug zu glänzen beginnen wird, und unbekannt, weil das wenige, das ich bisher geschrieben habe, kaum mehr als eine flüchtige Spur in der Gelehrtenrepublik hinterlassen zu haben scheint. Ich muss also wieder von vorne anfangen, Bekanntschaften mit Lehrstuhlinhabern und ähnlichen einflussreichen Leuten knüpfen, mich um bestimmte Dinge bemühen oder sie erlernen. Ich glaube jedenfalls, dass mein

³ *Averroes*: latinisierter Name des mittelalterlichen arabischen Philosophen und Theologen Ibn Ruschd (Córdoba 1126 – Marrakesch 1198), Vertreter der arabischen Scholastik und Kommentator von Aristoteles. Manuskript im Privatarchiv Teicher in Cambridge, GB: *Bergson e la nozione del tempo in Averroè*.

⁴ Das geplante Buchprojekt wurde nicht realisiert. Für Teichers Überlegungen zum England des 17. und 18. Jahrhunderts siehe Jacob Leib Teicher: *Maimonides and England*. In: *Transactions of the Jewish Historical Society of England* 16 (1945–1951), S. 97–100.

⁵ Jacob Teicher: *Spunti cartesiani nella filosofia arabo-giudaica*. In: *Gior-nale Critico della Filosofia Italiana* 16 (1935), S. 101–130 sowie S. 235–249.

Entschluss, mich diesen Aufsätzen zu widmen, nicht der schlechteste ist, denn die Veröffentlichung des Textes von Averroes über den Intellekt muss verschoben werden, bis ich einen Verleger gefunden habe. Ich spreche nicht über meine finanzielle Situation, weil sie den Namen Situation nicht verdient. In jedem Fall hoffe ich, dass ich mit der Zeit damit zu recht komme. Vorerst brauche ich meine Ersparnisse auf, aber ich hoffe, bald endlich auch unterrichten zu können. Oder wenn das Schicksal einmal beschließt, mir für eine Minute ein freundlicheres Lächeln zu schenken, wird sich vielleicht eine Stelle finden lassen. Angesichts der aktuellen Ereignisse und dessen, was in der Welt vor sich geht, glaube ich, dass ich nichts anderes tun kann als mich an meine Arbeit zu setzen und das Sprichwort *primum philosophari, deinde vivere* umzukehren.⁶ Ich habe übrigens das leise Gefühl, dass eine der tiefsten Ursachen für den gegenwärtigen Umbruch in der gewissenhaften Anwendung des ursprünglichen Spruchs liegt: erst leben und dann philosophieren! Ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr so entgegenkommend wäret, ein paar Worte für mich hinzukritzeln. Ich verstehe, dass es nach den vielen Problemen, die Ihr mit meinen Büchern und meinen Sachen hattet, habt und haben werdet, eine Grausamkeit meinerseits ist, zu verlangen, dass Ihr mir zusätzlich schreibt! Aber trotz allem... glaubt mir, was ich am meisten bedaure, ist die Trennung von Euch, und ich wäre sehr glücklich, wenn die Leiden der Entfernung (ich kann nicht aufrichtig sagen des Exils!) durch Worte gelindert werden könnten. [...]

Einstweilen viele herzlichste Grüße und Dankesworte.

Euer
J. Teicher

Aus dem Italienischen von Ulrich Wyrwa

⁶ *Primum vivere, deinde philosophari* (lat.): Zuerst leben, dann philosophieren. Die Quelle dieses Satzes ist nicht nachgewiesen, er wird aber zu meist dem englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588–1679) zugeschrieben. Arthur Schopenhauer hat ihn mehrfach zitiert.

Jacob Teicher an Eugenio Garin

Dr. J. L. Teicher, c/o Dr. Schwarzbart, 45, Queens Court,
Queensway, London W2.

29. Mai 1945

Liebster Eugenio,

schon vor langer Zeit habe ich Dir geschrieben, aber wahrscheinlich ist der Brief nicht angekommen. Vielleicht habe ich mit diesem mehr Glück. Ich würde mich sehr über direkte Nachrichten von Dir und Maria freuen. Indirekt habe ich erfahren, dass Du dem Himmel sei Dank den Sturm unbeschadet überstanden hast, aber ich weiß nichts über Maria. Schreib mir doch bitte von Euch beiden. Endlich ist der Krieg vorbei, und was mir an Wert und Bedeutung geblieben ist, sind die Bande der Freundschaft. Wie gern würde ich sie mit Dir erneuern. Bis auf einen meiner Brüder, der bei Kriegsausbruch glücklicherweise in der Schweiz war, ist leider meine gesamte Familie von den Deutschen in Polen barbarisch ermordet worden. Ein anderer meiner Brüder, dem es gelungen war, sich bis zum Aufstand des letzten Jahres in Warschau zu verstecken, ist verschollen. Ich habe seitdem kein Lebenszeichen mehr von ihm. Das ist die tragische Bilanz meiner Familie, und leider teile ich dieses Schicksal mit Tausenden meiner Landsleute. Während des Krieges, nach einigen Studienjahren in Oxford, zog ich nach London und arbeitete im Büro eines der Abgeordneten der polnischen Juden bei der Exilregierung in London, wo ich noch immer bin. Die gesellschaftliche und politische Arbeit, die ich in dieser Zeit leisten musste, war äußerst bitter und entmutigend. Wir alle empfanden ein Gefühl der Ohnmacht angesichts der erschreckenden Nachrichten, die wir von allen Seiten erhielten, und nur wenig, sehr wenig, konnten wir tun. Also auch in dieser Hinsicht nichts als Verbitterung und Entmutigung. Und dennoch müssen wir auf eine bessere Zukunft hoffen und weiterarbeiten. Ich wünsche mir, nach Italien zurückkehren zu können, wo ich die besten Jahre meines Lebens verbracht habe, und wo das gesellschaftliche und menschliche Klima meiner eigenen sittlichen Wesensart vermutlich am meisten entspricht. Aber vielleicht täusche ich mich! Und überhaupt, was könnte ich in Italien machen? Es wäre mir jedenfalls ein großer Trost, ausführliche Nachrichten von Dir, Maria und den anderen Freunden zu erhalten. Was machst Du zurzeit?

Solltest Du irgendetwas brauchen, womit ich Dir behilflich sein könnte, schreib mir, und ich werde mich sehr gerne darum kümmern.

Viele herzliche Grüße und Umarmungen an Dich und Maria,

Dein J. Teicher

Aus dem Italienischen von Ruth Nattermann

Julia Treindl

„Niemand ist fehlerfrei, aber wir alle können an uns arbeiten.“

Ein Praxisbericht über Veranstaltungen am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur für (angehende) Lehrkräfte sowie Schülerinnen und Schüler

Als Gymnasiallehrerin für die Fächer Geschichte, Sozialkunde und Latein wurde ich 2019 für drei Jahre an den Lehrstuhl abgeordnet, um dort den Praxisbezug in der Aus- und Weiterbildung (angehender) Lehrkräfte zu verstärken. Meine Aufgabe besteht also darin, im Rahmen von Lehrveranstaltungen und Israelexkursionen für Studierende, Fortbildungen für Lehrkräfte und Bildungsprojekten relevante Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung auf möglichst kurzen Wegen in die Bildungspraxis zu tragen. Dabei erweist sich die Zusammenarbeit mit einer Vielzahl staatlicher und nichtstaatlicher Bildungsinstitutionen wie etwa dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen, der Bayerischen Museumsakademie, den Arolsen Archives, der Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit, der Akademie für Politische Bildung Tutzing, verschiedenen Lehrstühlen sowie dem Erinnerungsort BADEHAUS Waldram als besonders bereichernd.

Inhaltlich steht bei meiner Tätigkeit die Jüdische Geschichte von der biblischen Zeit bis in die Gegenwart im Mittelpunkt, wobei sich die konkrete Themenauswahl vor allem am bayerischen Lehrplan orientiert. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Vermittlung der israelischen Geschichte und, da dies im Gymnasiallehrplan so gefordert wird, des sogenannten Nahostkonfliktes. Infolge der Zunahme antisemitischer Tendenzen an bayerischen und deutschen Schulen in den letzten Jahren wurde auch die diesbezügliche Sensibilisierung (angehender) Lehrkräfte zu meiner Aufgabe. Folgende Beispiele mögen einen Eindruck von meiner Tätigkeit vermitteln:

Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus wie auch anderen Diskriminierungsformen ist bisher im besten Fall fakultativer Bestandteil der universitären Ausbildung, kommt meist aber bedauerlicherweise gar nicht darin vor. Daher biete

ich seit Mai 2020 in Kooperation mit dem Münchner Zentrum für Lehrerbildung, einer praxisorientierten Einrichtung der LMU, einmal im Semester einen Workshoptag zum Thema „Antisemitismus in der Schule“ für Lehramtsstudierende aller Fachrichtungen und Schularten an. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden im Rahmen der Veranstaltung dafür sensibilisiert, antisemitische Vorfälle im Schulalltag zu erkennen und erhalten einen Handlungsleitfaden zum Umgang mit diesen, der an konkreten Fallbeispielen erprobt und diskutiert wird. Zentral ist in diesem Format auch die Begegnung mit unterschiedlichen Akteuren der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit sowie der Sicherheitsbehörden, welche den Lehrkräften unterstützend und beratend zur Seite stehen können. An den eintägigen Veranstaltungen nehmen in der Regel etwa 30 Personen teil. Im nächsten Semester führen wir die Veranstaltung erstmals auch in Kooperation mit dem Zentrum für Lehrerbildung der Universität Augsburg durch.

Antisemitismus ist bekanntermaßen nicht die einzige Form der Diskriminierung, die im Schulalltag auftritt. Auch wenn sich der Antisemitismus sowohl in seiner historischen Genese wie auch in seinen gegenwärtigen Erscheinungsweisen in vielerlei Hinsicht von den anderen unterscheidet (und die Subsumierung unter den Überbegriff „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ durchaus umstritten ist), müssen Lehrkräfte doch in der Regel zunächst auf das gleiche Handlungsrepertoire zurückgreifen, um Ausgrenzungen und Beleidigungen im Schulalltag zu begegnen. Aus diesem Grund organisierte ich im März 2021 gemeinsam mit den Zentren für Lehrerbildung der LMU München, der Universität Regensburg, der Universität Augsburg und der Katholischen Universität Eichstätt eine Veranstaltung zum Thema „Diskriminierung in der Schule“, bei der wir die Phänomene Antisemitismus, Homophobie, Islamfeindlichkeit und Rassismus zunächst in Vorträgen und Diskussionen einzeln diskutierten und anschließend anhand von Fallbeispielen und in Gesprächen und Workshops mit aktiven Lehrkräften vertieften. An dieser Veranstaltung nahmen etwa 100 Studierende teil, wobei sich weit mehr Interessierte um eine Teilnahme bewarben. Die positiven Rückmeldungen nach der Veranstaltung zeigten uns deutlich, wie sehr es die Studierenden schätzen, wenn der Auseinandersetzung mit solch präsenten gesellschaftlichen und schulischen Problematiken bereits in der Ausbildung Raum gegeben wird. Ein derartiges themenübergreifendes Veranstaltungsformat ermöglicht

es zudem, Lehramtsstudierende zu erreichen, die sonst vielleicht keine eigene Veranstaltung über schulischen Antisemitismus besuchen würden.

Neben antisemitismuskritischen Formaten liegt ein weiterer, noch bedeutenderer Fokus meiner Tätigkeit auf der wissenschaftlich fundierten, zeitgemäßen und innovativen Vermittlung der jüdischen Geschichte, Gegenwart und Kultur im Schulunterricht – weg von „Opfergeschichten“ und dem Porträt von „Juden in Schwarz-Weiß“ hin zu einer Darstellung der Vielfalt jüdischen Lebens in unterschiedlichen Zeiträumen und an unterschiedlichen Orten. Dabei sollen insbesondere Jüdinnen und Juden als handlungs- und entscheidungstragende Personen mit eigenen Stimmen erscheinen: Beispielsweise stellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einer zwölfteiligen Fortbildungsreihe, die in Kooperation mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen durchgeführt wird und den Titel „1700 Jahre Quellen aus der deutsch-jüdischen Geschichte“ trägt, seit Beginn des Jahres 2021 aktiven Lehrkräften meist relativ unbekanntes Quellen vor, die sich für den Einsatz im Schulunterricht eignen. So präsentierte Julia Schweisthal etwa jüdische Spiele, Kinder- und Jugendbücher der Weimarer Republik, die sehr intuitive, vielfältige Zugänge zu deutsch-jüdischen Lebenswelten dieser Zeit ermöglichen.

In der interdisziplinären Lehrveranstaltung „Der Nahostkonflikt im Schulunterricht“ (WiSe 2020/21), die ich mit Markus Gloe (Lehrinheit Politische Bildung und Didaktik der Sozialkunde) gemeinsam unterrichtete, versuchten wir, neben den großen Konfliktlinien insbesondere die Menschen und ihren Alltag im Schatten des Konfliktes in den Mittelpunkt zu rücken und hier innovative Unterrichtsressourcen zu diskutieren wie beispielsweise Graffiti, literarische Interpretationen, Graphic Novels oder Interviewprojekte.

Als besonders bereichernd empfinde ich persönlich das Studienforum für besonders interessierte und engagierte Gymnasiastinnen und Gymnasiasten der zehnten und elften Klassen, welches einmal im Jahr stattfindet. In diesem Sommer lautete das Thema „Juden und Muslime in Deutschland“. Die Veranstaltung stellte eine Kooperation mit der Akademie für Politische Bildung Tutzing dar und konnte dank der finanziellen Förderung durch den Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur in einem Umfang stattfinden, der

die Teilnahme von 100 Schülerinnen und Schülern aus ganz Bayern ermöglichte. Während der zweitägigen Veranstaltung nahmen wir gemeinsame und unterschiedliche Erfahrungen beider Minderheiten in Deutschland in den Blick und setzten sie auch in Relation zu den Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern, die sich keiner der beiden Gruppen zugehörig fühlten. Eine der zahlreichen positiven und ermutigenden Rückmeldungen nach der Veranstaltung lautete: „Ich habe hier bei jedem Thema so viel Neues gelernt, von dem ich zuvor noch nie gehört hatte. Solche Aufklärungsseminare sollten definitiv fester Bestandteil des Schulunterrichts sein, da sie einfach uns alle betreffen!“

Derartige Aussagen zeigen, wie groß das Interesse und Bedürfnis seitens der Schülerinnen und Schüler, der Studierenden und der Lehrkräfte an wissenschaftlich fundierten, fachlich innovativen und kritischen Veranstaltungsformaten ist. Denn hier werden abseits des häufig dicht getakteten und von Leistungsdruck geprägten Schul- oder Studienalltags Räume geschaffen, in denen wir – wie es in einem studentischen Abschlussstatement zur Veranstaltung „Diskriminierung in der Schule“ formuliert wurde – „eine demütige Haltung den eigenen blinden Flecken gegenüber entwickeln können – niemand ist fehlerfrei, aber wir alle können an uns arbeiten“.

Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

*Nachrichten und Termine
des Lehrstuhls für Jüdische
Geschichte und Kultur
(Prof. Dr. Michael Brenner)*

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Im Wintersemester können am Lehrstuhl gleich mehrere renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler begrüßt werden:

Über die Förderung einer DAAD-Gastprofessur und dank der großzügigen Unterstützung durch den Freundeskreis können wir **Prof. Yossef Schwartz** für ein weiteres Jahr in München willkommen heißen. Prof. Schwartz, der bereits

2020/21 im Rahmen des LMU-TAU Research Cooperation Program Gast der Abteilung in München war, wird im Wintersemester eine Vorlesung zur jüdischen Geistesgeschichte in der Frühen Neuzeit, einen Vertiefungskurs unter dem Titel „Mystiker und Revolutionäre: Radikale jüdisch-deutsche Identitäten zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ sowie eine Übung zum Thema christlicher Hebraismus und Kabbala anbieten. Schwartz ist ein international anerkannter Experte auf dem Gebiet der modernen jüdischen Geistesgeschichte, Philosophie und Mystik.

Ganz besonders freuen wir uns, die ägyptische Wissenschaftlerin **Dr. Menna Abukhadra** am Lehrstuhl als Gastprofessorin für Arabisch-Israelische



Prof. Yossef Schwartz (Foto: Privat)



Dr. Menna Abukhadra (Foto: Privat)

Koexistenz willkommen zu heißen. Abukhadra ist Dozentin für Hebräische Sprache und Literatur an der Universität Kairo. Während ihres Postdoc-Stipendiums an der Universität Cambridge hat sie sich mit der Geschichte des israelisch-arabischen Konflikts im Nahen Osten vor und nach dem Arabischen Frühling auseinandergesetzt. Im Rahmen ihres Aufenthalts in München wird sie vom 15. Januar bis zum 29. Januar 2022 auf Einladung des Zentrums für Israel-Studien ein Blockseminar zum Thema „History of Egyptian-Israeli Relations“ anbieten.

PD Dr. Mirjam Zadoff, Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München, die bis 2014 Wissenschaftliche Assistentin an unserem Lehrstuhl war, wird ab dem Wintersemester wieder am Historischen Seminar lehren und bietet eine Übung zum Thema Geschichte der Zeitzeugenschaft an.

Zudem heißen wir ab Herbst **Dr. Ofer Idels** für zwei Jahre als Humboldt Fellow an der LMU willkommen. Idels wurde 2021 an der Universität Tel Aviv promoviert. Seine Forschung konzentriert sich auf Fragen der Sprache, Verkörperung, Erfahrung und Subjektivität im Zionismus sowie der Rolle des Sports im britischen Mandatsgebiet Palästina. Er publizierte zahlreiche Fachbeiträge zum Thema, darunter den jüngst erschienenen Beitrag „Gender, the ‚New Jew‘ and the Underestimation of Athletic Performance in Interwar Pa-



Dr. Ofer Idels (Foto: Privat)

lestine“, der im März dieses Jahres im *Journal of Modern Jewish Studies* erschienen ist.

Dr. Philipp Lenhard, der in diesem Jahr als Fellow der Gerda Henkel-Stiftung am Historischen Kolleg sein Habilitationsprojekt „Wahlverwandtschaften – Eine jüdische Kulturgeschichte der Freundschaft im 20. Jahrhundert“ abgeschlossen hat, wird im Wintersemester seine Lehrtätigkeit mit einem Seminar zur Globalgeschichte der Sefarden sowie einer Übung zur kontrafaktischen Geschichtsschreibung wieder aufnehmen.

Ab Oktober wird **Julia Schneidawind** als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der von **Michael Brenner** geleiteten ad-hoc Arbeitsgruppe an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am Teilprojekt „Jüdisches Leben in Bayern von

1945 bis heute“ tätig sein. Wir werden in der nächsten Ausgabe ausführlicher über dieses neue Forschungsprojekt berichten.

Dank der Förderung der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildung ist die von **Julia Treindl** als Gastherausgeberin edierte Ausgabe 1–2021 der *Münchener Beiträge* zum Thema *Bayern und Israel: Geschichte(n) zwischen Isar und Jordan* in einer Nachauflage erschienen.

Darüber hinaus erscheint im Herbst in der Reihe „Informationen zur politischen Bildung“ der Bundeszentrale für Politische Bildung das von **Dr. Daniel Mahla** herausgegebene Themenheft *Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945*, in dem unter anderem auch Beiträge von **Michael Brenner** und **Philipp Lenhard** zu lesen sein werden.

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Da aufgrund der Pandemie auch während des Sommersemesters weiterhin keine Präsenzveranstaltungen möglich waren, mussten erneut alle Lehrveranstaltungen und Vorträge online stattfinden. Dennoch konnten wieder zahlreiche renommierte Referentinnen und

Referenten gewonnen und auf virtuellem Wege ein überregionales und internationales Publikum angesprochen werden.

So hielt **Prof. Alon Tal** (Tel Aviv), Wissenschaftler, Umweltaktivist und inzwischen auch Abgeordneter der Knesset, am 4. Mai seinen Vortrag „Israel's Population Bomb: An Existential Challenge for a Sustainable Future“. Die vom Zentrum für Israel-Studien (ZIS) organisierte Kooperationsveranstaltung mit dem Freundeskreis und dem Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte erfreute sich, nicht zuletzt aufgrund der Aktualität des Themas, großen Interesses.

Dr. Fabian Weber stellte am 1. Juni seine Monografie *Projektionen auf den Zionismus. Nichtjüdische Wahrnehmungen des Zionismus im Deutschen Reich 1897–1933* vor. Die Publikation, die letzten Herbst bei Vandenhoeck & Ruprecht erschien, ist das Ergebnis seines Dissertationsprojektes, welches Fabian Weber im letzten Jahr am Lehrstuhl abgeschlossen hat. Wir gratulieren recht herzlich!

Am 15. Juni diskutierten **Dr. Ze'ev Rosenkranz** (Los Angeles) und **Ingo Bergmann** (Ulm) im Gespräch mit Michael Brenner unter dem Titel „Albert Einstein und sein Judentum“ über Einsteins persönliches Verhältnis zur Religion und Identität sowie dessen Haltung zum Zionismus.



Prof. George Y. Kohler (Foto: Privat)

Zum Thema „Die Kabbala in der Wissenschaft des Judentums“ sprach am 7. Juli **Prof. George Y. Kohler**, Professor für neuzeitliche jüdische Religionsphilosophie und Direktor des Joseph-Carlebach-Instituts an der Bar Ilan Universität (Ramat Gan).

Einen gelungenen Semesterabschluss stellte die vom ZIS organisierte Podiumsdiskussion zur aktuellen politischen Lage in Israel am 13. Juli dar. Unter dem Titel „Der Machtwechsel in Jerusalem und die politische Zukunft Israels“ diskutierten **Prof. Gisela Dachs** (Hebräische Universität Jerusalem) und **Prof. Stephan Stetter** (Universität der Bundeswehr München) gemeinsam mit Michael Brenner über die Chancen und Herausforderungen der neuen Regierung.

Eine Auswahl der Vorträge kann über den Podcast Jüdische Geschichte nachgehört (<https://www.jgk.geschichte.uni->

[muenchen.de/podcast](https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/podcast)), sowie neuerdings auch als Video-Stream über unsere Webseite und den neueingerichteten YouTube-Kanal abgerufen werden: https://www.youtube.com/channel/UCImzvR_IRARJmqEuJdyeHuQ

In den letzten beiden Semestern sind am Lehrstuhl auch wieder zahlreiche studentische Qualifikationsarbeiten entstanden:

So wurden noch im Wintersemester 2020/21 folgende Bachelorarbeiten eingereicht: **Konstantin Fritsch** widmete sich der Thematik „Religiöse gegen Säkulare? – Eine Analyse des Konflikts um die jüdische Nationalität im jüdischen Staat Israel zwischen 1948 und 1970“, **Anastasia Peleg** beleuchtete „Das Selbstbild der IDF im Licht der jüdischen Orthodoxie“, und **Julia Maria Röhricht** arbeitete über „Die Osloer Friedensverträge. Eine vertane Chance?“.

Im Sommersemester verfasste **Leonie Viviane Korell** ihre Bachelorarbeit zum Thema „Samson Raphael Hirsch. Die Entstehung der Neo-Orthodoxie und ihre Rezeption in der deutsch-jüdischen Presse“, während sich **Louisa Mathes** in ihrer BA-Arbeit mit dem Thema „Die ‚Juden­zählung‘ von 1916 aus jüdischer Perspektive. Eine Bruchstelle in der deutsch-jüdischen Geschichte?“ beschäftigte. Zudem verfasste **Veronika Marie Zacher** eine Arbeit zum Thema „Orthodoxer Feminismus in Israel“.

Darüber hinaus wurden im Sommersemester folgende Staatsexamensarbeiten eingereicht:

Marina Münsters Arbeit zum Thema „Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV) als auswanderungshemmender Faktor? Der Centralverein, die Nationalsozialisten und die Emigration“ sowie die Arbeit von **Raphaella Daffner**: „Graphic Novels im Geschichtsunterricht der Sekundarstufe II“.

Herzlichen Glückwunsch an alle Absolventinnen und Absolventen!

Vorschau

Am 28. Oktober 2021 um 19 Uhr stellt **Prof. Efrat Gal Ed** (Düsseldorf/Augsburg) den von ihr betreuten neuesten Band aus der Reihe Jiddistik: Edition & Forschung vor. Es handelt sich um eine Anthologie moderner jiddischer Kurzgeschichten in der Originalsprache. *Iber der grenets/Über die Grenze* stellt Werke von 33 Autorinnen und Autoren zusammen und öffnet so den Blick auf die jiddischen Lebenswelten in Europa, Nord- und Südamerika sowie Palästina/Israel vor und nach der Schoa.

Efrat Gal Ed liest ausgewählte Texte im jiddischen Original, die von ihr besorgten Übersetzungen präsentiert **Gert Heidenreich**. Anschließend spricht **Dr. Evita Wiecki** mit der Herausgeberin über ihre Arbeit an der Edition, über die

außergewöhnliche Publikationsreihe sowie über die aktuelle Stellung der Jiddistik in der akademischen Welt. Die Veranstaltung findet als Kooperation mit dem Kulturzentrum der IKG München und der Gastprofessur für Jüdische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg im Jüdischen Gemeindezentrum, St.-Jakobs-Platz 18, 80331 München statt. Voranmeldung erforderlich unter karten@ikg-m.de.

Im Rahmen der neuen Städtepartnerschaft Münchens mit der israelischen Stadt Beer Sheva plant unser Lehrstuhl eine Veranstaltung, die über die Geschichte und Stadtentwicklung des israelischen „Silicon Valley“ aufklärt. Nähere Informationen hierzu werden zeitnah mitgeteilt.

Mit freundlicher Unterstützung der Israelitischen Kultusgemeinde Bayern und Oberbayern hält am 8. Dezember der amerikanische Historiker **Prof. David Clay Large** die diesjährige Yerushalmi Lecture. Anlass ist der anstehende 50. Jahrestag des Anschlags auf das israelische Team während der Olympischen Spiele in München 1972. Large hat nicht nur vielbeachtete Bücher über „Hitlers München“ und die Geschichte der europäischen Kurbäder veröffentlicht, sondern auch über die Olympischen Spiele in Berlin (1936) und München (1972), hierunter *Munich 1972: Tragedy, Terror and Triumph at the Olympic Games* (Rowman & Littlefield, 2012). Sein Vortrag ist betitelt:



Prof. David Clay Large (Foto: Privat)

„Memories of Murder: The Munich Olympics Terror Attack Fifty Years On“. Large lehrte u. a. am Smith College, der Montana State University und Yale University. Derzeit ist er Senior Fellow am UC Berkeley's Institute of European Studies und Co-Direktor von dessen Austrian Studies Program.

Die diesjährige Gastprofessorin für arabisch-israelische Koexistenz, **Menna Abukhadra**, hält am 18. Januar um 19 Uhr ihren öffentlichen Vortrag „Israel Studies or Enemy Studies? An Analysis of Israel Studies in Egyptian Higher Education“.

Details zu diesen und weiteren Veranstaltungen werden in Kürze über unsere Webseite und über den E-Mail-Verteiler bekanntgeben.

Anmeldungen sind per E-Mail an juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de oder telefonisch unter 089/2180-5570 möglich.

NEUES VOM FREUNDKREIS DES LEHRSTUHLs

Die diesjährige Mitgliederversammlung des Freundeskreises ist für den 24. November 2021 online geplant. Die Einladungen mit weiteren Details werden in Kürze postalisch an alle Mitglieder versendet.

Das Sommersemester 2021 stand pandemiebedingt erneut im Zeichen virtueller Veranstaltungsformate. Die rege Beteiligung von Mitgliedern des Freundeskreises an den Vorträgen der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur zeugt vom Interesse an unserer Arbeit.

Buchvorstellungen ehemaliger Studierender der Abteilung sind daher eine besondere Freude; sie geben unmittelbaren Einblick in jüngste Forschungsergebnisse, die auf vielfältige Weise vom Freundeskreis gefördert werden. **Lilly Maier** sprach mit **Michael Brenner** über ihr jüngstes Buch „Auf Wiedersehen, Kinder!“ **Ernst Papanek, Revolutionär, Reformpädagoge und Retter jüdischer Kinder** (Molden 2021), in dem sie Leben und Werk des Reformpädagogen porträtiert, dem die Rettung von 283 jüdischen Flüchtlingskindern gelang. **Dr. Maximilian Strnad** ging im Gespräch mit **Thies Marsen** der Frage nach, ob und inwieweit so genannte Mischehen während des Nationalsozialismus privilegiert gewesen seien und präsentierte Ergebnisse seiner Veröf-

fentlichung *Privileg Mischehe! Die Verfolgung der Mischehen im Nationalsozialismus* (Wallstein Verlag, 2021).

Neben wissenschaftlicher Forschung unterstützt der Freundeskreis Fortbildungsformate für Lehrende an bayerischen Schulen und fördert den Dialog mit Schülerinnen und Schülern. Das von **Julia Treindl** und **Dr. Michael Mayer** (Akademie für Politische Bildung Tutzing) initiierte Virtuelle Studienforum Jüdische Geschichte 2021 thematisierte unter dem Titel „Schalom & Salam. Juden und Muslime in Deutschland“ die facettenreiche Geschichte jüdischer und muslimischer Gemeinden in Deutschland; teilgenommen haben hundert interessierte Schülerinnen und Schüler der zehnten und elften Jahrgangsstufe aus ganz Bayern.

Unsere Sprach-Stipendien fördern im wortwörtlichen Sinne den Austausch:

Dieses Jahr wurden vier Studierende ausgewählt, einen Ulpan-Sprachkurs zu besuchen: **Lena Voelk** wird dies dank des von Dr. Eli, Samy und Maximilian Teicher gestifteten Leon und Lola Teicher-Stipendium ermöglicht, **Jan Batzner** konnte sich über das von Dr. Wolfgang Beck gestiftete Günther-Anders-Stipendium freuen, **Verena Geys** und **Katharina Schmitt** erhielten die vom Freundeskreis gestifteten Stipendien (das Gerald D. Feldmann- und das Nikolaj-Kiessling-Stipendium).

Stipendien zum Erlernen der jiddischen Sprache erhielten in diesem Jahr

Yuval Schneider und **Sebastian Wittkopf**.

Über ihre Erfahrungen und die Frage, ob die Sprachkurse online oder in Präsenz wahrgenommen werden konnten, werden die Studierenden im Herbst berichten.

Sandra Welte (Jost-Blum-Stipendium 2020) zeichnete ein sehr positives Bild von ihrer virtuellen Teilnahme am „First International Winter Mini Seminar in Yiddish Language and Culture Online“, das im Februar-März 2021 stattfand:

Im Laufe der zehn Unterrichtseinheiten entwickelte sich eine wertvolle Dynamik zwischen den beiden Lehrerinnen und den Teilnehmenden, welche von Interesse an und Leidenschaft für das Jiddische getragen wurde. Es war diese Gemeinschaft, welche mich auf die Idee einer Teilnehmer- und Teilnehmerinnenliste mit Kontaktdaten brachte, als Grundlage für ein allmählich wachsendes Netzwerk von gleichgesinnten Sprachliebhabern.

Zudem informiert der neueigeführte Newsletter des Freundeskreises etwa alle sechs Wochen über Veranstaltungen der Abteilung, Vorträge und Publikationen der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sowie über thematisch verwandte Angebote anderer Institutionen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Gerne nehmen wir darin auch Empfehlungen und Hinweise von Freundeskreis-Mitgliedern auf.

*Nachrichten und Termine
der Professur für Mittelalterliche
Jüdische Geschichte
(Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)*

**NEUES VON MITARBEITERN
UND ABSOLVENTEN**

Dr. Rachel Furst hat ein Stipendium am Katz Center for Advanced Judaic Studies an der University of Pennsylvania für das akademische Jahr 2021–22 erhalten. **Sophia Schmitt** hat ein Harry Starr Fellowship am Center for Jewish Studies der Harvard University bekommen und wird dort im Frühjahr 2022 für fünf Monate an ihrem neuen Buchprojekt über jüdische und christliche Perspektiven auf Naturkatastrophen im Mittelalter forschen. **Florian Datz** hat seine Bachelorarbeit mit dem Titel „Narrativbildung durch Bibelzitate: Ein Vergleich der Darstellung von Judenverfolgungen während des Ersten Kreuzzuges in einer Qina mit der in den hebräischen Berichten“ eingereicht.

VERANSTALTUNGEN

Rückschau

Im Sommersemester 2021 hat das gemeinsame Kolloquium der Abteilung Mittelalterliche Geschichte unter Leitung von **Prof. Julia Burkhardt**, **Prof. Knut Görich** und **Prof. Eva Haver-**

kamp-Rott begonnen. Für die Mittelalterliche Jüdische Geschichte hat in diesem Rahmen **Sophia Schmitt** einen Vortrag zum Thema „Die Regensburger Ritualmordbeschuldigung: Die Konstruktion eines Gegen-Narratives“ gehalten.

Höhepunkt dieser Veranstaltungsreihe war die Vorstellung des Projektes „Responsa and Archival Sources from Medieval Ashkenaz in Legal and Cultural Conversation“. Dieses Projekt wurde über mehr als drei Jahre von der German-Israeli Foundation finanziert und steht unter Leitung von **Prof. Simcha Emanuel** (Jerusalem) und **Prof. Eva Haverkamp-Rott** in Zusammenarbeit mit **Dr. Christoph Cluse** und **Dr. Jörg Müller** (Trier). Der Abend war betitelt „Shared Histories. Rabbinic and Archival Sources in Legal and Cultural Conversation“. Im Zentrum stand der Vortrag von **Dr. Rachel Furst** und **Sophia Schmitt**, die dieses Projekt durchführen, größtenteils tragen und auf der israelischen Seite von **Alon Brand** unterstützt werden. Mit ihrem spannenden Vortrag „In Defense of Jewish Autonomy: A Rabbinic Ruling for Medieval Regensburg in Light of Municipal History“ stellten sie ein Responsum – ein rabbinisches Antwortschreiben auf eine Anfrage – aus dem Ende des 13. Jahrhunderts vor, das sie im Kontext der Regensburger Stadtgeschichte und deren Archivalien beleuchteten und damit dessen Aussagekraft als historische Quelle aufzeigten. So demonstrierten sie anhand des repräsentativen Fallbei-

spiels den innovativen wissenschaftlichen Ansatz des Projektes, in dem die Verschränkung von jüdischen und christlichen Rechtssphären sowie der jeweiligen Rechtsausübung deutlich wird: Das Projekt hat aufgezeigt, dass und in welcher Weise jüdische Gelehrte (aus der Zeit vom Ende des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts) auf lokale Gepflogenheiten und rechtliche Standards der christlichen Umgebung reagierten, diese reflektierten und referenzierten. Den Höhepunkt des Abends bildete der Festvortrag von **Prof. Judith Olszowy-Schlanger**, Professorin für Hebräische und Judäo-Arabische Manuskriptstudien an der École Pratique des Hautes Études in Paris, Professorin für Hebräische und Jüdische Studien an der Universität von Oxford und Präsidentin des Oxford Centre for Hebrew and Jewish Studies. Sie griff in ihrem Vortrag „Rabbinic Courts as Intermediaries: The Fight for Jewish Autonomy and Non-Jewish Administration in Medieval Cologne“ das Thema des Abends auf und verwies auf die Rolle von jüdischen und christlichen Gerichten für jüdische Rechtsuchende sowie auf die mittelalterlichen Schreinsbücher der St. Laurentz Pfarrei in Köln, in denen auf Hebräisch und von jüdischer Seite verfasste Rechtsauskünfte als Grundlage für die Gültigkeit der dort festgehaltenen Rechtsakte aufgenommen sind. Zugeschaltet waren an diesem Abend Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus den USA, einigen europäischen Ländern und Israel, die sich auch an der

anschließenden lebhaften Diskussion beteiligten. Die Vorträge des Abends wurden aufgenommen und werden auf der Website der Abteilung Jüdische Geschichte und Kultur zur Verfügung stehen.

Vorschau

Für das Wintersemester 2021/22 sind drei Vorträge geplant, die über Zoom stattfinden und nach Anmeldung öffentlich zugänglich sein werden.

Am 8. Dezember wird im Rahmen des Kolloquiums **Aviya Doron**, Doktorandin an der Hebräischen Universität Jerusalem, einen Teilaspekt ihrer Dissertation zum Thema „Risk and Trust in Jewish-Christian Economic Interaction in the German Empire, 1280–1420“ vorstellen. Am 9. Februar hält **Susanne Weigand** einen Vortrag zu ihrem Dissertationsthema „Gerichtsbücher der spätmittelalterlichen Stadt Regensburg“. Ihr Vortragstitel lautet: „Von Akzeptanz zu Ausweisung. Das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Regensburg zwischen 1450 und 1519“. Zudem wird am 18. November **Dr. Micha Perry** (Universität Haifa) einen Vortrag zu Katalonien halten: „11th Century Jewish Land-Surveyors in Catalonia and the Transmission of Arab Knowledge to Europe“.

Am 26. Oktober 2021 wird die Online-Ausstellung „Regensburg und seine jü-

dische Gemeinde im Mittelalter“, die von **Dr. Astrid Riedler-Pohl** für Bavarikon und das Bayerische Hauptstaatsarchiv München erarbeitet wurde, feierlich eröffnet. Aus der Ankündigung: „Urkunden, Siegel, hebräische Handschriften, Bilder, Karten, archäologische Funde und weitere besondere Stücke berichten von den jüdischen Re-

gensburgern in der ehemals Freien Reichsstadt. Hochwertige Digitalisate erlauben es, diese einzigartigen Quellen virtuell in die Hand zu nehmen und Details zu erkunden. Sechs Kapitel zeigen, wer und was die jüdische Gemeinde Regensburgs geprägt hat und wieso sie noch heute von so großer Bedeutung ist.“

Autorinnen und Autoren

Lutz Klinkhammer

ist Stellvertretender Direktor und Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Deutschen Historischen Institut in Rom. Als Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte lehrt er an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz vor allem zu Themen der Geschichte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Seine Dissertation behandelte mit der deutschen Besetzung Italiens 1943–1945 ein zentrales Thema der zwischenstaatlichen Beziehungen und des Verhältnisses zwischen Nationalsozialismus und italienischem Faschismus. Die Bewältigung der Folgen dieser Kriegs- und Besatzererfahrungen dauert bis heute an.

Ruth Nattermann

ist Privatdozentin am Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU). Ihre Habilitation (LMU 2018) wurde von der DFG im Rahmen der Eigenen Stelle und durch ein Stipendium der Max Weber Stiftung am DHI Rom und der LMU München gefördert. Sie war zudem Principal Investigator des internationalen DFG-Netzwerks *Gender-Nation-Emancipation*. Sie veröffentlichte zahlreiche Publikationen zu italienisch-jüdischer und deutsch-jüdischer Geschichte, italienischem Faschismus, Frauen- und Geschlechtergeschichte in Europa. Zuletzt erschien: *Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung (1861–1945). Biografien, Diskurse und transnationale Vernetzungen*, (De Gruyter, 2020), ausgezeichnet mit dem Preis „Geisteswissenschaften International“.

Liana Novelli Glaab

ist Mitglied der *Società Italiana delle Storiche* und hat von 1986 bis 2006 Lehraufträge für Frauenforschung am Romanischen Institut der J. W. Goethe-Universität in Frankfurt wahrgenommen. Sie hat über die Geschichte der italienischen Juden geforscht und den Band *Judentum und Antisemitismus im modernen Italien* herausgegeben (Trafo Verlag, 2007; zusammen mit Gudrun Jäger), ebenso die italienische Fassung

Ebraismo e antisemitismo nella società italiana (Biblioteca italiana, 2018).

Michele Sarfatti

ist Historiker und führender Experte für die Geschichte und Verfolgung der Juden Italiens im 20. Jahrhundert. Seit 1982 war er Mitarbeiter und von 2002 bis 2016 Direktor der Fondazione Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea (CDEC) in Mailand. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Quest. Issues in contemporary Jewish history. Questioni di storia ebraica contemporanea*. Zu seinen Hauptwerken zählen *Gli ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzione*, (Einaudi, 2018), *The Jews in Mussolini's Italy. From Equality to Persecution*, aus dem Italienischen von John und Anne C. Tedeschi (The University of Wisconsin Press, 2006), *Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung*, aus dem Italienischen von Thomas Vormbaum, Loredana Melissari (De Gruyter, 2014).

Anna Teicher

ist freie Historikerin. Sie war Junior Research Fellow am Newnham College der University of Cambridge und spezialisierte sich zunächst auf die Geschichte des 16. Jahrhunderts, insbesondere das Großherzogtum Toskana. Im Mittelpunkt ihrer aktuellen Forschungsinteressen steht die kollektive Erfahrung ausländischer jüdischer Studierender und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im faschistischen Italien. Sie ist Mitarbeiterin des Projekts *Intellettuali in fuga dall'Italia fascista* (<https://intellettualinfuga.fupress.com>). Zu ihren aktuellen Publikationen zählt „Jacob Leib Teicher“, in: *Ark of Civilization. Refugee Scholars and Oxford University, 1930–1945* (Oxford University Press, 2017).

Daniel Vogelmann

ist Verleger in Florenz. Er debütierte in den 1970er Jahren als Dichter und veröffentlichte mehrere Gedichtbände, darunter *Fondamentale* (Guanda, 1972). Im Jahr 1980 gründete er den Verlag Giuntina in Florenz. Die erste Veröffentlichung in der Reihe *Schulim Vogelmann* – dem Andenken an seinen Vater, einen Auschwitz-Überlebenden, gewidmet – war *Die Nacht des Nobelpreisträgers Elie Wiesel* (Übersetzung von Daniel Vogelmann). Im Laufe der Jahre kamen mehr als 900 Titel über jüdische Kultur und Religion hinzu. Zu den aktuellen Publi-

kationen Vogelmanns zählen die Biografie seines Vaters, *Piccola autobiografia di mio padre* (Giuntina, 2019), *Le mie migliori. Barzellette ebraiche* (Giuntina, 2016) und *Dalla parte di Giona (e del ricino)* (Giuntina, 2021).

Ulrich Wyrwa

ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Potsdam und Fellow am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Quest. Issues in contemporary Jewish history. Questioni di storia ebraica contemporanea*. Wyrwa publizierte zahlreiche Veröffentlichungen zur Jüdischen Geschichte und zur Geschichte des Antisemitismus in Europa mit besonderem Schwerpunkt auf Italien. Zuletzt erschien die Monographie *Come si crea l'antisemitismo. La stampa cattolica italiana fra Otto e Novecento: Mantova, Milano, Venezia. Traduzione di Licia Bladelli* (Giuntina, 2020).



Aus dem Englischen von Rita Seuß | 356 Seiten mit 14 Abbildungen
Gebunden | € 32,-[D] | € 32,90[A] | ISBN 978-3-406-77378-5

«Eine notwendige Lektüre zum Verständnis
deutsch-jüdischer Geschichte
in all ihren Höhen und Tiefen!»

Michael Brenner

Rabbiner, Intellektueller, Liberaler und Sprecher der jüdischen Gemeinde in den dunkelsten Zeiten der Verfolgung: Leo Baeck gehört zu den faszinierendsten Persönlichkeiten der jüdischen Geschichte. Michael Meyer lässt in seiner anschaulichen Biographie einen engagierten Denker lebendig werden, der hinter seiner Rolle als Ikone der deutsch-jüdischen Geschichte zu verschwinden drohte.

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

BIBLIOTHEK DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS IN ROM (BDHI)

Band 140



Ruth Nattermann
**JÜDINNEN IN DER FRÜHEN ITALIENISCHEN
FRAUENBEWEGUNG (1861-1945)**
Biografien, Diskurse und transnationale
Vernetzungen

2020. 326 + VIII S., 9 Abb.

Gebunden € 99,95 [D]

ISBN 978-3-11-069328-7

eBook € 99,95 [D]

PDF ISBN 978-3-11-069535-9

ePUB ISBN 978-3-11-069546-5

Die Studie widmet sich erstmals epochenübergreifend der jüdischen Beteiligung in der italienischen Frauenbewegung. Aus einer transnationalen Perspektive und auf der Basis neu erschlossener Egodokumente, zeitgenössischer Zeitschriften, den Archiven jüdischer Gemeinden sowie der Überlieferung von Polizei und Behörden richtet Ruth Nattermann den Fokus auf die Erfahrungen italienisch-jüdischer Protagonistinnen im liberalen Einheitsstaat, während des Ersten Weltkriegs und der faschistischen Diktatur bis 1945. Das Ziel besteht darin, die Spannungen des Emanzipationsprozesses zwischen Partizipation und Abgrenzung herauszuarbeiten sowie die Marginalisierung und Verfolgung während des faschistischen Regimes aus dem Blickwinkel jüdischer Frauen zu betrachten.

Dass die faschistische Rassengesetzgebung des Jahres 1938 nicht das Ende einer idyllischen Integration, sondern den Höhepunkt einer langfristigen Entwicklung bildete, wird anhand der Untersuchung italienisch-jüdischer Akteurinnen in ihren Beziehungen zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft eindrücklich demonstriert. Trotz ihres bedeutenden Einflusses auf die transnationale Orientierung der italienischen Frauenbewegung blieb ihre Emanzipation als Frauen und Jüdinnen unvollkommen.

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,
Themenschwerpunkt Juden im
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT
GERSHOM SCHOLEMS
mit Beiträgen von Jürgen Habermas,
David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina
Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam
Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS:
DREI JÜDISCHE BIOGRAPHIEN
Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-
Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,
Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM
mit Beiträgen von John M. Efron,
Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL –
ISRAEL IN DEUTSCHLAND
mit Beiträgen von Dan Laor, Anja
Siegemund, Christian Kraft, Andrea
Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und
Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND
mit Beiträgen von Hans Magnus
Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt,
Andreas B. Kilcher, Michael Krüger,
Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai
J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und
Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE
NACHKRIEGSGEOGRAPHIE
mit Beiträgen von Tobias Freimüller,
Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt,
Monika Halbinger, Tamar Lewinsky,
Hendrik Niether, Andrea Sinn und
Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM
NOVEMBERPOGROM:
DER WANDEL DES GEDENKENS AN
DEN 9. NOVEMBER 1938
mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne
Giebel, Constantin Goschler, Monika
Halbinger, Harald Schmid und Alan
E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER –
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM
mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora
Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow,
Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD – DAS MODERNE
SPANIEN UND SEIN JÜDISCHES ERBE
mit Beiträgen von David Nirenberg,
Michael Studemund-Halévy, Michal
Friedman, Stefanie Schüler-Springorum,
Anna Menny, Carlos Collado Seidel und
Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS DER
SECHZIGER JAHRE – Elmauer Gespräche
mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner,
Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert
Frei, Jürgen Habermas und Rachel
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN?
 UNTERBROCHENE LEBENSWEGE
 mit Beiträgen von Willibald Sauerländer,
 Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna
 Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria
 Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi
 Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE
 Contributions by Colin Shindler, Azriel
 Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory
 Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz
 and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL – JÜDISCHE
 EMIGRANTEN IN DEN USA
 Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam
 Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich
 Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott,
 Martina Steer und Hiltrud Häntzschel
 kommentieren Briefe von Leo Strauss,
 Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst
 Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich
 Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATUR-
 WISSENSCHAFT
 mit Beiträgen von Kärin Nickelsen,
 Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute
 Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah
 Oren, Yulia Egorova und Dieter
 Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN
 mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana
 Smith, Christiane Kuller, Susanna
 Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN –
 ÜBER ERZIEHUNG
 mit Beiträgen von Bettina Bannasch,
 Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp
 Lenhard, Julia Müller-Kittnau, Gregor
 Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN
 JÜDISCHER INTELLEKTUELLER
 IM 20. JAHRHUNDERT
 mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp
 Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-
 Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT
 mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine
 Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler
 und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA –
 DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER
 EMIGRATION
 mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana
 Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner,
 Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner
 und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG
 mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie
 Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina
 Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters,
 Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN
 UND SEINE JÜDISCHEN
 SCHRIFTSTELLER- UND
 KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN
 mit Beiträgen von Dirk Heißerer, Carmen
 Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE – EIN JÜDISCHES
 KAPITEL DER MÜNCHNER
 NACHKRIEGSGESCHICHTE
 mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald
 Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und
 Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN – EINE ANTISEMI-
 TISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN
 mit Beiträgen von Zygmunt Bauman,
 Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla,
 Olga Mannheimer, Natalia Romik,
 Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU – JÜDISCHES LEBEN
IN EUROPA NACH 1989

mit Beiträgen von Philipp Lenhard,
Daniel Mahla, Jair Melchior,
Michael L. Miller, Diana Pinto und
Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN. KARL WOLFSKEHLS
DEUTSCH-JÜDISCHE BIBLIOTHEK

mit Beiträgen von Maik Bozza, Johannes
Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise
Knott, Julia Schneidawind und Friedrich
Voit

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER:
JÜDISCH-CHRISTLICHE NACH-
BARSCHAFT VOR DEM GHETTO

mit Beiträgen von Eveline Brugger, Rachel
Furst, Eva Haverkamp-Rott, Andreas
Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlens, Sophia
Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND
MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER
ZWISCHENKRIEGSZEIT

mit Beiträgen von Marc David Baer,
Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will,
David Motadel und Ronen Steinke

1/2021

BAYERN UND ISRAEL:
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR
UND JORDAN

mit Beiträgen von Anna Abelmann,
Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl,
Markus Greif, Avinoam J. Patt, Hannes
Pichler, Felix Schölch, Ludwig Spaenle
und Julia Treindl